

Tages Woche

Freitag 4.9.2015 5. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

36 4001 Basel
T 061 561 61 80

5.-



Flüchtlinge

«Recht auf Migration!»
Philosoph Martino
Mona im Interview.

Seite
28



PLATZ DA FÜR DIE JUGEND

Jugendkulturfestival

1800 Jugendliche treten
am JKF auf. Es geht nicht
nur um Kunst. Sondern
um Raum zum Leben.

Seite
6



Jetzt
CHF 300
sparen!

Gültig bis 30.09.2015. Weitere Infos im IWB CityCenter

E-Mobilität auf zwei Rädern.

Jetzt CHF 200 Rabatt plus
Zubehör im Wert von
CHF 100 für IWB Kunden
beim Kauf eines Veo E-Bikes.
iwb.ch/citycenter

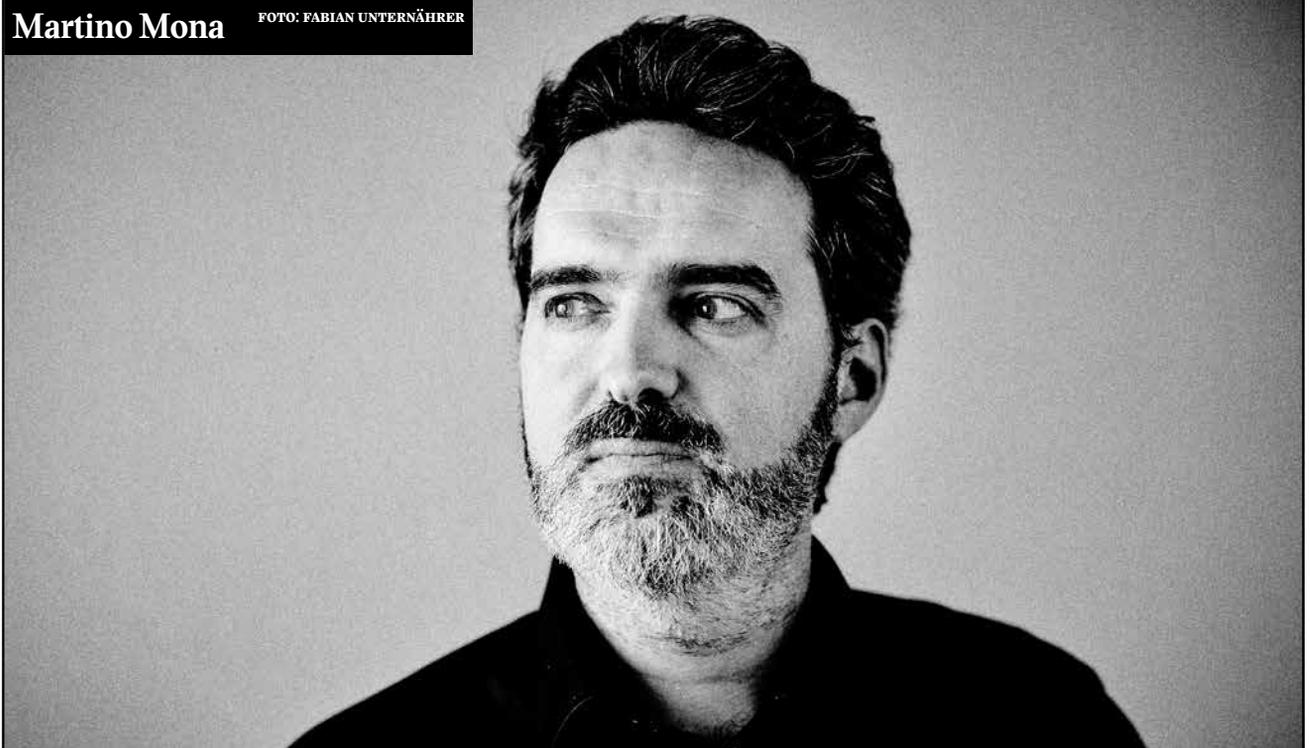
Aus eigener Energie.

iwb

INHALT

Martino Mona

FOTO: FABIAN UNTERNÄHRER



Der Berner Rechtsphilosoph verurteilt Politiker, die die Asylhysterie schüren und die Ängste der Bevölkerung instrumentalisieren – und er fordert ein Recht auf Migration.

Seite 28

Gleichstellung

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Rollstuhlfahrer Walter Beutler will einen Platz mitten in der Gesellschaft.

Seite 18

Clubkultur

FOTO: NILS FISCH



Gregory Brunold über 15 Jahre «Nordstern» zwischen Kultur und Kommerz.

Seite 38

Fussball

England inszeniert sich gern als Heimatland des Fussballs. Doch die Premier League ist heute eine Geldmaschine. Viele Fans kehren dem Profibetrieb den Rücken.

Seite 36

Mariann Widmer	S. 4
Bestattungen	S. 32
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Remo Leupin,
Redaktions-
und Geschäfts-
leiter a.i.

«Asylchaos»? Es ist Zeit, Herz zu zeigen

Menschen, die im Meer ertrinken oder in einem Lastwagen ersticken. Schutzsuchende, die von Polizisten niedergeknüppelt werden. Schreckensmeldungen wie diese wollen nicht abreißen in diesen Tagen.

In das Entsetzen über die menschlichen Tragödien mischen sich bei manchen Schweizerinnen und Schweizern auch Scham, Befremden und Wut. Scham über ein Land, in dem es «salonfähig geworden ist, mit dem Elend der Flüchtlinge Politik zu machen», wie der einstige Flüchtlingshelfer Beat Kraushaar in der «Schweiz am Sonntag» schreibt. Befremden über Politiker, die im Angesicht der Not ein «Asylchaos» beklagen, das hierzulande gar nicht existiert. Und Wut auf Medien, die den menschenverachtenden Pöbeleien einiger weniger Wohnzimmerfanatiker in Online-Foren eine Plattform geben.

Bislang schwieg die grosse Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger. Ist die von Krisen weitgehend verschonte Schweiz zu einem wohlstandsverwöhnten, herzlosen Land geworden, das sich um das Elend in der Welt foutiert?

Differenzierte Betrachtungen ergeben ein anderes Bild. So etwa eine Umfrage der Westschweizer Wochenzeitung «L'Hebdo» zur Akzeptanz neuer Asylzentren. **Mehr als die Hälfte der Befragten empfand es als unproblematisch**, wenn in ihrer Gemeinde ein Zentrum eröffnet würde. Ein Drittel wäre «eher einverstanden». Und jeder Fünfte wäre bereit, einem Asylsuchenden Obdach zu geben.

«Die Hysterie hat erschreckende Ausmasse angenommen», sagt der Berner Rechtsphilosoph Martino Mona. «Das kommt daher, dass sich aus diesem emotionalen Thema leicht politisches Kapital schlagen lässt.» Das ist gefährlich für den sozialen Zusammenhalt in unserem Land. Es ist Zeit, Haltung und Herz zu zeigen. Die kommenden Wahlen bieten eine gute Gelegenheit dafür.

tageswoche.ch/+h2n7m

×

Mariann Widmer

von Naomi Gregoris

Stricken, Kleben, Stanzen: In Mariann Widmers Kreativwerkstatt an der Offenburgerstrasse werden Bastelräume wahr.

Kommt rein, wollt ihr einen Kaffee?» Mariann Widmer steht in ihrer Wohnung an der Offenburgerstrasse und lacht herzlich. Ihr schwarzes Kleid und die dunklen Schuhe sind mit Farbspritzern gesprenkelt – das letzte Werkstatt-Kind ist erst vor einer halben Stunde gegangen. Mit ihm hat sie zwei Stunden gemalt, frei und «was das Herz begehrt». Sie lächelt und schenkt Kaffee ein. Man kann sie sich sofort vorstellen, wie sie mit Pinseln und Leimpistole mit den Kindern Leinwände bemalt oder verrückte Lampen baut, wie sie überall in der Wohnung zu sehen sind.

Eine Kreativwerkstatt für Kinder und Menschen mit Handicap: Für Mariann Widmer eine wunderbare Ergänzung zu ihrer Tätigkeit als Künstlerin und ihrer Arbeit als Organistin in Aesch. «Hier kann ich meine Fähigkeiten und Überzeugungen sehr schön umsetzen», meint die ehemalige Kindergärtnerin.

Alles fürs Bastlerherz

Von 2003 bis 2014 war Mariann Widmer am Aufbau der Förderstätte & Kulturzentrum Vogesen beteiligt, wo sie eine Kreativwerkstatt aufgebaut und geleitet hat. Hier galt es, Menschen mit den unterschiedlichsten Beeinträchtigungen zu begleiten und zu kreativem Tun anzuregen. Eine reiche Erfahrung für die Künstlerin, «aber ich stellte fest, dass es für Menschen, die einzeln begleitet werden müssen, praktisch keine Angebote gibt.»

Also richtete sie Anfang dieses Jahres ihre eigene Werkstatt ein: Die Wände sind mit Hartfaserplatten verkleidet und mit Halbkarton verkleistert: So kann Papier befestigt und die Wand als Staffelei benutzt werden. Oder gleich à la Jackson Pollock bekleckert werden – «das lieben die Teilnehmer!»

Wer nicht malen mag, kann sich an der Materialwand Inspiration holen: Hier steht ein riesiges Regal, gefüllt mit einem Sammelsurium, das jedes Bastlerherz höher schlagen lässt. Schachteln mit Aufschriften wie «Stoff», «Schrauben» oder «Bastelmix» türmen sich hier, gefüllt mit Fäden und Schnüren in allen Farben und Variationen, Nagellackfläschchen, Plastiktierchen oder Holzklötzen. «Hier, schaut», Mariann Widmer nimmt eine kleine, fast antik anmuten-

Online



«Sondage: pour les Suisses, la «barque» n'est pas tout à fait pleine», bit.ly/1NJi0sU

Weiterlesen, S. 28



«Ich habe nichts dafür geleistet, dass ich in der Schweiz geboren wurde», tageswoche.ch/+bjsby



Alles so schön bunt hier: Bei Mariann Widmer können sich Kinder und Behinderte austoben.

FOTO: ALEXANDER PREOBRJENSKI

de Schneidemaschine und blaues Papier aus dem Gestell und schneidet das Papier in kleine Stücke. «Das ist wunderbar für Menschen mit motorischen Schwierigkeiten. Da kann man ganz einfach draufdrücken und schon schneidet es wie von selbst.»

Angebot im Einzelunterricht

Sie spricht Menschen mit Handicap an, an die sich ihre Kreativwerkstatt nebst talentierten Kindern richtet. Bei Ersteren stehe das unmittelbare Erleben ganz im Zentrum, meint die Künstlerin und erzählt von einem Projekt, wo sie zusammen mit einem beeinträchtigten Teilnehmer einen riesigen Zepplin bastelte. Das Ergebnis liess sich sehen, aber das Lustigste sei für den Teilnehmer das Kleistern und Papierfötzel-Reissen gewesen.

Wenn Kinder die Kreativwerkstatt besuchen, dann kleidet sie Mariann Widmer immer erst von Kopf bis Fuss ein, im Regal ist eine ganze Abteilung für Mal- und Bastelkleidung reserviert. Ist das wirklich nötig? «Unbedingt! Einerseits werden so Dekorationen auf den eigenen Kleidern vermieden und mit der richtigen Kleidung kanns dann auch so richtig losgehen.» Diese Rahmenbedingung sei ganz wichtig, wirke befreiend und motivierend. Nebst der freien Entfaltung lässt sie Ideen einfließen und gibt technische Unterstützung: In welchem Verhältnis man Gips und Wasser mischt, oder wie man sägt, stantzt und Farben mischt oder eine Holzskulptur zusammenbaut. Da das Angebot ausschliesslich in Form von Einzelunterricht stattfindet, kann sie sehr auf die Teilneh-

mer eingehen und ihnen bei Schwierigkeiten zur Seite stehen.

Material für die Kurse findet die umtriebige Künstlerin überall: Holzplatten von der Strasse, mit denen eine Teilnehmerin ein grosses Labyrinth genagelt hat, alte Masken aus dem Brocki, die bemalt und verfremdet werden, oder ein goldener Rahmen, den sie kürzlich im Quartier gefunden hat. Sie hält ihn hoch. «Der hat eine wunderschöne Struktur, mit dem könnte man Stempel machen und Geschenkpapier drucken...» Ihre Augen funkeln. Die Kursteilnehmer können sich jetzt schon freuen. tageswoche.ch/+o89ov ×

«Kreativwerkstatt Basel», kreative Kurse für Kinder und Menschen mit Beeinträchtigung. Offenburgerstrasse 32.

Nicht Äusserlichkeiten wie Stil, Musikgeschmack oder Ausdrucksform machen die Jugendkultur aus. Es ist die Motivation, die junge Kultur zu Kultur für Junge macht.

AUF DER SUCHE NACH EINEM PLATZ IM LEBEN



Von Matthias Opliger

Dieses Wochenende gehört die Stadt der Jugend. Auf diversen öffentlichen Plätzen, in den Strassen und Gassen wird gespielt, getanzt, gelesen, gefeiert. Ein Begriff wird tausendfach genannt werden, auf Hunderten Flyern und Plakaten präsent sein: Jugendkultur.

Doch was heisst das? Ist Jugendkultur eine trennscharfe Kategorie oder bloss eine Floskel? Gelebte Kultur oder eine unzutreffende Fremdzuschreibung? Pädagogenjargon? Politisches Schlagwort?

Was sicher ist: Es handelt sich um einen aufgeladenen Begriff, der je nach Adressat Lärmklagen, Förderwillen oder Feierstimmung hervorruft.

Wer die Bedeutung des Begriffs Jugendkultur ausloten möchte, fragt am besten bei Menschen nach, die ihn benutzen. Etwa beim Jugendkulturfestival (JKF), das den Begriff im Namen trägt und dessen Programm folglich ein Abbild der hiesigen und heutigen Jugendkultur sein sollte. Die JKF-Macher versuchen mit sieben Sparten, der grossen Breite des jungen Kulturschaffens gerecht zu werden: Musik, Tanz, Theater, Film, Literatur, Sport und freie Projekte. Die letzte Kategorie verrät: Es ist schwierig.

Das JKF wächst mit der Jugend

Jugendkultur ist enorm variantenreich und unterliegt ausserdem einem rasanten Wandel. Aus diesem Grund funktioniert das JKF anders als ein konventionelles Festival. Künstler werden nicht gebucht, sie werden dazu aufgerufen, sich selbst anzumelden. Eine Fachjury entscheidet dann über die besten Bewerbungen.

«Eine Plattform bereitstellen», nennt man diese Vorgehensweise im JKF-Büro. Das Resultat ist ein ständig wachsendes und immer bunteres Kulturfestival, das längst nicht mehr nur eine grosse Party in der Innenstadt ist. So haben in diesem Jahr zum Beispiel auch die DJs beim JKF den Stellenwert erhalten, den sie in der jungen Musikszene als eigenständige Produzenten abseits vom blossen Liederabspielen längst haben.

Jugendkultur ist enorm variantenreich und unterliegt einem rasanten Wandel.

Vorstellungen davon, was Jugendkultur ausmachen soll, finden sich auch bei den Institutionen, die sich deren Förderung verschrieben haben. Wer am Geldhahn sitzt, wird eine konkrete Vorstellung davon haben, wohin sein Geld fliessen soll. Der GGG Kulturkick ist eines dieser Angebote. Dort können sich junge Kreative einigermaßen niederschwellig mit kleineren Geldbeträgen ihre Projekte teilfinanzieren lassen. Auch beim Kulturkick werden die

unterstützten Projekte in grobe Kategorien eingeteilt. Diese entsprechen ungefähr denjenigen des JKF.

Machen und machen lassen

Allerdings setzt der Kulturkick etwas früher an. Durch die finanzielle Unterstützung sollen Jugendliche erste Schritte und Experimente im kreativen Schaffen unternehmen können. Die inhaltlichen und qualitativen Ansprüche richten sich nach der Höhe der erfragten Summe, 5000 Franken sind das Maximum. Es werden aber auch Beiträge im Umfang von wenigen Hundert Franken gesprochen, etwa für die Miete von Equipment. Entscheidender als der künstlerische Wert sind beim Kulturkick Eigeninitiative und Engagement.

Jugendliche machen nicht Jugendkultur, sie machen einfach.

Ob JKF oder Kulturkick – der Begriff gleicht sich im Sprachgebrauch derer, die Jugendkultur ermöglichen. Bei ihnen bedeutet der Begriff primär: fördern, was junge Kulturschaffende und Kreative gestalten wollen. Beide Institutionen vermeiden eine abschliessende Definition dessen, was Jugendkultur ausmacht. Sie wissen wohl, wie kläglich der Versuch einer solchen Festlegung an der Realität scheitern würde. Also überlassen sie es den Jugendlichen, den Rahmen des Begriffs auszufüllen.

Die Jugendlichen selber wissen mit dem Begriff wenig anzufangen. Junge Künstler nutzen ihn höchstens im Zusammenhang mit den Veranstaltungen und den Fördergeldern. Aber sicher nicht dann, wenn sie ihre Arbeit beschreiben. Sie machen nicht Jugendkultur, sie machen einfach.

Insofern ist es vielleicht interessanter zu fragen, was junge, jugendliche Kultur zu junger, jugendlicher Kultur macht. Warum soll etwa die Musik einer Rapcrew, deren Mitglieder zwischen 18 und 25 Jahren alt sind, mehr Jugendkultur sein als das dritte Album eines alteingesessenen Rappers? Ist es die Motivation, die hinter dem kreativen Schaffen steht? Sind es die Themen, welche die Kunst prägen?

Platz im Leben

Aus den vielen Gesprächen, die ich im Laufe der Recherche geführt habe, hat sich mir ein Satz besonders eingepreßt. Er stammt von einem jungen Künstler. «Ich will über die Kunst meinen Platz im Leben finden», sagte der junge Mann in seinem Atelier hinter dem Dreispitz. Umgeben von Skizzen, wilden Schnipseln, aufkeimenden Ideen und verworfenen Prototypen.

Wohin gehöre ich? Es ist die Ur-Frage, die sich beim Übergang vom Kind zum Erwachsenen stellt. Eine Frage, die – wenn überhaupt – nur durch Experimentieren beantwortet werden kann. Vielleicht ist es also diese drängende Suche, die Jugendkultur auszeichnet. Unabhängig davon, ob

Musik, Fotografie, Schreiben oder Skaten den Weg zum Ziel darstellen.

Zwei Zahlen zum JKF sind besonders eindrücklich: 1800 aktive Jugendliche gestalten ein Programm für rund 60000 (vorwiegend) jugendliche Zuschauer. Die Zahlen zeigen auf, dass Jugendkultur nicht nur produziert, sondern auch rege konsumiert wird. Und sie zeugen von der hohen Qualität der präsentierten künstlerischen Arbeit.

Vielen jungen Künstlern geht es gerade auch darum: Sie wollen etwas schaffen, das junge Menschen zusammenbringt. Etwas, woran Gleichaltrige und Gleichgesinnte Freude haben. Etwas, das gemeinsame Erlebnisse ermöglicht. Neben der Suche nach einem Platz im Leben ist ihnen dieses Ziel mindestens so wichtig.

Experimentieren, suchen, gestalten

Konsumierende Jugendliche tragen somit ebenfalls zur Jugendkultur bei. Sie sind es, die das Publikum für die Kunst ihrer kreativen Altersgenossen stellen. Und auch das Zusammenkommen, das gemeinsame Feiern ist letztlich eine Suche nach einem Platz im Leben. Während der jungen Kulturschaffende vielleicht davon träumt, sein Talent möge ihm später ein Auskommen oder eine Karriere ermöglichen, sucht der Konsument von Jugendkultur nach Begegnung, nach Freundschaft und Liebe, nach einem Platz im sozialen Gefüge. Beides sind Aspekte des eigenständigen Lebens, die in jungen Jahren grosse Veränderungen erfahren. Die in dieser Zeit womöglich zum ersten Mal aktiv gestaltet werden.

Nicht Geld ist in Basel das Problem, sondern Platz.

Experimentieren, suchen, gestalten, sich engagieren und entscheiden – das sind die Motive hinter der Jugendkultur, und sie haben etwas gemeinsam. Sie brauchen Platz, um sich entfalten zu können. Einen Raum, der einen Erfolg ebenso erlaubt wie das Scheitern.

Bei der letzten Ausgabe des JKF 2013 hat die TagesWoche eine Debatte geführt zur Frage «Wird in Basel genug getan für die Jugendkultur?» Der Tenor: Nicht Geld sei das Problem, sondern Platz. Auch wenn in Basel die Innenstadt alle zwei Jahre für zwei Tage der Jugendkultur gehört, sind Freiräume jeglicher Art rar.

Wer junge Kulturschaffende fördern will, muss ihnen Ateliers, Proberäume und Musikstudios zur Verfügung stellen. Nur so kann etwas entstehen. Wer will, kann das dann Jugendkultur nennen.

tageswoche.ch/+zv0rv



Ticks, Sprechweise und Gestik – alles muss stimmen, wenn sich Linda Bühlmann in Alice verwandelt.

FOTO: NILS FISCH

JKF 2015

«Painting the Roses Red»: In der «Alice im Wunderland»-Adaption führt Linda Bühlmann das Publikum durch einen etwas anderen Ausflug ins Psychiatriewesen.

Alice im Psychopharmaka-Land

von **Antonia Brand**

Es braucht keine teuren Requisiten oder Bühnenbilder, um ein Theater auf die Beine zu stellen. Beweis dafür ist «Painting the Roses Red» der gleichnamigen freien Theatergruppe. Am 5. September führt sie das Stück im Rahmen des Jugendkulturfestivals Basel im Safe des Unternehmens Mitte auf.

Die zwölf Schauspielerinnen und Schauspieler um Linda Bühlmann stammen aus dem Umfeld des Gymnasiums MuttENZ und schlossen sich im November 2014 zusammen. Kurz nachdem ein geeigneter Stoff gefunden war, begannen die Vorbereitungen.

Es ist ein Stück, das auf ironische Weise gut zu Basel, der Stadt mit der höchsten Psychiaterdichte der Schweiz, passt. Die inoffizielle Fortsetzung von «Alice im Wunderland» spielt in einer psychiatrischen Anstalt. Dort findet sich die Protagonistin wieder, wenige Jahre nachdem sie von ihrem ersten Trip ins Wunderland zurückgekehrt ist. Die Ärzte versuchen, ihre – zu Recht? – diagnostizierte Schizophrenie und ihre Halluzinationen wegzukurieren. Was sich als ziemlich schwierig erweisen wird, sieht sie doch all ihre Mitinsassen immer noch durch die Augen des kleinen Mädchens, das durch das surreale Wunderland stolperte.

Alice, das ist Linda Bühlmann aus MuttENZ. Schon auf den ersten Blick ist die Ähnlichkeit der 20-Jährigen mit der vorwitzigen Kinderbuchfigur erkennbar, nur die Schleife im Haar fehlt. Im Gespräch macht die Maturandin allerdings einen scheuen, fast reservierten Eindruck.

«Gleichen sich Rolle und Charakter zu stark, ist es schwierig, ins Spiel zu kommen», sagt Linda Bühlmann.

Ich frage mich: Wie viel Alice steckt tatsächlich in der Schauspielerin? Und ist es überhaupt wünschenswert, sich so weit wie möglich mit der zu spielenden Figur zu identifizieren? «Nein!», antwortet Bühlmann unumwunden und fährt fort: «Eine gewisse Ähnlichkeit ist zwar von Vorteil, gleichen sich Rolle und Charakter jedoch zu stark, ist es schwierig, überhaupt ins Spiel hineinzukommen.»

Zwar sei der Gedanke, wer sich auf der Bühne selbst darstelle, wirke automatisch authentisch, verlockend. Wer aber haupt-

sächlich sich selber spielt, läuft Gefahr, das Auge für Details zu verlieren. Schliesslich gehört nicht nur das bloss Auswendiglernen des Textes zur Vorbereitung. Um einer Figur richtiges Leben einzuhauchen, muss man ihr eine Persönlichkeit geben. Körpersprache, Ticks, Sprechweise und Gestik – alles muss stimmen.

Besonders reizvoll an einer frei organisierten Theatergruppe sind für Linda Bühlmann die Selbstständigkeit und das Miterleben des gesamten Entstehungsprozesses. Regie, Musik, Bühnenbild und Kostüm, in alles wurde bei diesem Projekt viel Herzblut gesteckt: ein gutes Training für Teamarbeit und Innovation. Das ist unbestreitbar um ein Zifaches anstrengender, als einen begleiteten Theaterkurs zu besuchen. Dafür ist aber auch das Resultat der Arbeit umso belohnender.

Für Linda Bühlmann geht es nach dem Jugendkulturfestival am Hyperwerk weiter. Eine Theaterausbildung stand zwar kurz zur Debatte, doch sie entschloss sich, die Schauspielerei lieber als Hobby beizubehalten. «Und wer weiss, vielleicht kann ich die Theatererfahrung im Rahmen meines Studiums wieder einmal gebrauchen!»

tageswoche.ch/+73uwl

×

Unternehmen Mitte/Safe, Samstag, 15 Uhr.



Fragen über Fragen: Anna Schaffter, Deborah Senn, Dlovan Shaheri, Vitapan Vigneswaran, Martin Sutter und Lucas Manser.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Sechs junge Kunstschaaffende füllen am JKF den Eingang der Kunsthalle mit jeder Menge Fragen – auf die sie selbst keine Antwort haben.

Die Kunsthalle liegt am Fragenmeer

von Naomi Gregoris

Wer heutzutage jung ist, kennt die Vorwürfe, die seiner Generation anhaften: faul, unentschlossen, selbstsüchtig, ständig mit den Nasen hinter Bildschirmen. Lässt sich diskutieren. Klar ist aber, dass sich die neuen Technologien auf unser Verhalten auswirken, darauf, wie wir leben und lernen und letztlich auch wie wir unsere Fragen an die Welt richten. Oder besser gesagt: beantworten lassen. Denn seit man mit ein paar einfachen Tippbewegungen jederzeit das Wissen der Welt abrufen kann, sind wir fauler geworden. Ungeheimheiten werden sofort und ohne zu Zögern per Handy aus dem Weg geräumt, Wikipedia liefert uns die Fakten, Google die Antworten.

In dieser trägen Wissenskultur bleiben die Fragen auf der Strecke, die sich nicht so einfach beantworten lassen. Wohin will ich? Was ist Glück? Was weiss ich eigentlich? «Oder», Lucas Manser grinst, «ist deine Freundin ein kleines Monster, das man mit Komplimenten füttern muss?» – «Diese Frage müssen wir unbedingt wieder reinnehmen!», ruft Deborah Senn und lacht. Die beiden sind Teil des sechsköpfigen Kollektivs aus jungen Kulturschaaffenden, die während des JKF dafür sorgen werden, dass diese kleinen grossen Fragen eine Plattform bekommen.

Je tiefer, desto schwieriger

Anna Schaffter, Deborah Senn, Dlovan Shaheri, Vitapan Vigneswaran, Martin Sutter und Lucas Manser werden dafür die Kunsthalle in Beschlag nehmen und mit einem «Fragenmeer» füllen, durch das sich der Besucher bewegen darf und zuweilen auch kämpfen muss. Denn die zahlreichen Fragen, die das Kollektiv in den Eingangsbereich der altherwürdigen Institution hängen wird, drehen sich keinesfalls nur um glückliche Momente und anspruchs-

volle Freundinnen: «Am Anfang hängen die heiteren, leichten Fragen. Je weiter man sich hinein traut, desto persönlicher wird es. Da kommen dann auch Fragen, denen man sonst lieber aus dem Weg geht», sagt Martin Sutter.

Das JKF hatte die jungen Kulturschaaffenden, die sich vom Vorkurs Gestaltung und Kunst an der FSG Basel kennen und ein Gemeinschaftsatelier auf dem Dreispitz haben, im Frühjahr angefragt, ob sie etwas zum Festival beisteuern möchten. Für die sechs Künstler war sofort klar: Es würde um Kommunikation gehen, eine Sache, die sie alle ständig umtreibt und beschäftigt, wie Anna Schaffter sagt. «Nach langem Diskutieren landeten wir bei den Fragen: Ein kleines Kind lernt, indem es fragt. Durch Fragen bilden wir uns und lernen die Welt kennen. Da wollten wir ansetzen.»

«Junge kommunizieren in virtuellen Räumen, sie gehen mit ihren Fragen nicht mehr in die analoge Welt», sagt Vitapan Vigneswaran.

Also setzten sie an: Über ein halbes Jahr lang sammelten sie Fragen, die sie beschäftigten. Zwischendurch sass sie immer wieder in ihrem Atelier zusammen, lasen sich die Fragen vor und diskutierten zwischen selbstgebauten Möbeln und angebrochenen Arbeiten über passende und unpassende Fragen.

Gibt es denn überhaupt sowas wie unpassende Fragen? Dlovan Shaheri schüttelt den Kopf. «Natürlich nicht. Alles ist möglich. Aber uns war wichtig, dass die

Fragen weiterführen, dass sie zur Reflexion anregen.» Dabei sei die Reaktion der Zuschauer eigentlich fast noch wichtiger als die Form der Arbeit. «Wir wollen zum Nachdenken und gemeinsamen Diskutieren anregen.» Dafür wird das Kollektiv auch während des ganzen Tages vor Ort sein und die Menschen in Gespräche verwickeln.

Ohne Internet

Ein ungewöhnliches Konzept, besonders in einer Zeit, in der man «Kommunikation» vermehrt mit dem Internet in Verbindung bringt. «Junge Menschen kommunizieren immer mehr in virtuellen Räumen, sie gehen mit ihren Fragen nicht mehr in die analoge Welt», sagt Vitapan Vigneswaran, und Dlovan Shaheri nickt.

«Uns wurde oft die Frage gestellt, wieso wir nicht mit sozialen Plattformen arbeiten würden, wo Leute online Fragen beantworten können», sagt Slaheri. «Aber das ist nicht unsere Welt.» Es gehe darum, sich einen Ruck zu geben und unangenehme Fragen zu stellen. Ohne Internet, mitten in einer Kunsthalle, einem Ort, an dem man sich traditionellerweise mittels Kunst über sich selbst und das Leben Gedanken macht.

Über welche der über 500 Fragen in der Auswahl hat sich das Kollektiv in letzter Zeit am meisten Gedanken gemacht? «Wieso schwarzweiss und nicht weiss-schwarz?» ruft Lucas Manser. Alle lachen. Und dann ist das Gespräch vorbei und man hat fast noch mehr Fragen als am Anfang, aber genau so muss es sein, und so läuft man gutgelaunt hinaus, erleichtert, weil man weiss: Wenn das die Jugend von heute ist, dann kommt das gut mit unserer faulen, unentschlossenen Generation.

tageswoche.ch/+8boch ×

«Fragenmeer» in der Kunsthalle, Samstag, 14 bis 22 Uhr.



Alisha Spiniello: «Das Tanzen ist viel mehr als nur ein Hobby – es ist meine Leidenschaft!»

FOTO: ALEXANDER PREOBRJENSKI

JKF 2015

Am Samstag tritt die zwölfjährige Alisha Spiniello am Jugendkulturfestival auf. Sie ist das Küken der Showgruppe E-Force aus der Tanzschule «Special Elements».

«Als Tänzerin musst du wissen, was du willst»

von Mara Wirthlin

Aufrecht und beflissen sitzt Alisha Spiniello im Eingangsbereich des «Special-Elements»-Tanzstudios. Sie wirkt amüsiert und kein bisschen unsicher, als sie meine Fragen beantwortet. Alisha ist Hip-Hop-Tänzerin – das sagt sie selbst so, denn sie besucht die Stunden nicht zum Zeitvertreib, sondern mit fast professionellem Eifer: «Das Tanzen ist viel mehr als nur ein Hobby – es ist meine Leidenschaft!» Am kommenden Samstag wird Alisha mit ihrer Showgruppe Special E-Force, den renommierten «Special-Elements»-Tänzern und dem ganzen Tanzstudio auf der Bühne stehen.

Das «Special-Elements»-Studio im Dreispitz gibt es erst seit knapp zwei Jahren. Das Lehrerteam besteht aus fünf Männern, die ursprünglich nur als Tanzgruppe zusammen auftraten. Bis vor Kurzem waren die Tänzer in unterschiedlichen Tanzschulen als Lehrer angestellt, Alisha begann als vierjähriges Mädchen bei einigen von ihnen zu tanzen. Dank ihres internationalen Erfolgs konnten sich die «Special Elements» im Jahr 2013 selbstständig machen. Aus Treue zu ihren Lehrern hat Alisha in das neue Studio gewechselt und fährt nun zum Tanzen aus dem Baselbiet in die Stadt. Sie sagt: «Es war mir wichtig, weiterhin bei ihnen zu lernen – es sind einfach wahnsinnig tolle Tänzer!»

Der Wechsel macht sich für die junge Tänzerin bezahlt. Denn in der Showgruppe Special E-Force haben talentierte Nachwuchstänzer aus den Tanzkursen die Möglichkeit, mit den renommierten «Special Elements» auf der Bühne zu stehen. Nur fünf Jugendliche haben es in die Showgruppe geschafft, die anderen Schüler sind aus den Erwachsenenkursen. Mit ihren 12 Jahren ist Alisha die Jüngste auf der Bühne. Sie sei eines der talentiertesten Mädchen, sagt Lehrer Axel Hernandez, «unser kleiner Rohdiamant». Alisha selbst kann ihr Glück kaum fassen: «Es ist für mich ein grosses Privileg, mit all diesen erfahrenen Tänzern mitzumachen!»

Alisha tritt um Mitternacht auf. Dafür darf sie für einmal länger aufbleiben.

Alisha stand schon bei wichtigen Shows auf der Bühne, zum Beispiel im vergangenen Jahr, als sie mit Special E-Force bei «Die grössten Schweizer Talente» mitmachte. Obwohl das Rampenlicht für sie nichts Neues ist, empfindet sie das JKF als Höhepunkt: «Es ist mein erster grosser Auftritt mit den «Special Elements» in der Region.» Die Vorführung findet erst um Mitternacht

statt, sie darf also ausnahmsweise besonders lange aufbleiben. «Auch einige meiner Freunde kriegen eine Sondererlaubnis von ihren Eltern, um mich tanzen zu sehen.»

Hip-Hop bleibt Kerndisziplin

Dass die grosse Halle im Stadtcasino gut besucht sein wird, daran besteht laut Tanzlehrer Hernandez kein Zweifel. Der siebenminütige Auftritt soll ein breites Publikum ansprechen, sagt er: «Wir wollen, dass alle Spass haben, nicht nur Hip-Hop-Fans.» Die Tanzmusik enthält deshalb auch Ragga-, Jazz- und Popelemente.

Obwohl Alisha bereits viel Anerkennung kriegt, ruht sie sich nicht auf ihren Lorbeeren aus, will sich weiterentwickeln und noch andere Tanzstile lernen. Sie denkt zwar, dass Hip-Hop ihre Kerndisziplin bleiben wird. Aber sie sagt: «Die meisten professionellen Tänzer, die zum Beispiel in Musikvideos tanzen, beherrschen auch klassische Stile wie Ballett oder Jazz.»

Ob sie nicht etwas ehrgeizig sei für so ein junges Mädchen? «Das kann man vielleicht sagen», sagt sie, «aber als Tänzerin musst du wissen, was du willst. Denn es gibt so viele Tanzschulen und so viele tolle Tänzer!» Am Samstag gehört Alisha auf jeden Fall zu ihnen. tageswoche.ch/+6cyfc ×

Samstag, 5. 9., 24 Uhr, Stadtcasino Basel.

JKF 2015

Musik, Theater, Kunst und lokale DJs:
Die neunte Ausgabe des Festivals für
Jugendkultur kann sich sehen lassen.

Das geht ab am JKF

von Naomi Gregoris

Dieses Wochenende ist es wieder so weit: Die Jugendkultur nimmt sich der Basler Innenstadt an. Die neunte Ausgabe des Jugendkulturfestivals (JKF) zeigt auf 14 Bühnen in der ganzen Stadt Musik, Tanz, Theater, Sport und neu auch bildende Kunst in Form eines «Fragenmeers» in der Kunsthalle, die dafür eigens die Öffnungszeiten bis 22 Uhr verlängert und Personen unter 25 kostenlosen Eintritt gewährt.

Eine weitere Neuerung stellt die Open-Air-Bühne für DJs dar. Neben der Elisabethenkirche bekommen DJs – etwa Alma Negra, Oro Negro oder Herzschwester – zum ersten Mal die Gelegenheit, ihre

eigenen Produktionen am JKF ausserhalb eines Clubs zu spielen.

Ein Highlight des diesjährigen JKF stellt der Münsterplatz dar: Nebst Sportangeboten wie BMX-Rennen, Parkour-Kursen oder Skateboard-Anlage nimmt das JKF den Platz unter den Rosskastanien in Beschlag, organisiert einen Biergarten und richtet zusammen mit Basler Jugendorganisationen eine Schrottplatz-Lounge inklusive Leseecke, Gedichte-Baum und «Foodwaste»-Kochkurs ein. Hier wird gezeigt, was sich mit Lebensmitteln, die nicht mehr verkauft, aber noch konsumiert werden dürfen, alles machen lässt. Gleich daneben kann man zwei Künstler-Kollektiven über

die Schulter schauen, während sie Container mit Street Art gestalten.

Diesjährige Partnerregion des JKF ist der Kanton Bern, aus dem sechs Berner Bands sowie je eine Tanz- und Theatergruppe ausgewählt wurden. Dazu gehören unter anderem die höchst empfehlenswerten Artlu Bubble and the Dead Animal Gang, die dieses Jahr bereits am Montreux Jazz Festival zu Gast waren und eine einzigartige Mischung aus 60er-Rockmusik und Folk auf die Bühne bringen.

Feines aus Bern

Ebenso sehenswert ist «Nüt», eine laufende Produktion von vier Masterstudenten des Studienbereichs Musik und Bewegung der Hochschule der Künste Bern, die mittels Musik, Gesang und Tanz das umstrittene Jugendbuch «Nichts» der dänischen Autorin Janne Teller interpretieren.

Wer sich zum geschriebenen Wort hingezogen fühlt, dem seien die Lesungen der «NarR»- und «Belles Lettres»-Autoren im Literaturhaus ans Herz gelegt. Die beiden Verlage bieten jungen Schreibenden eine Plattform und zeichnen sich durch wunderschöne Publikationen voller Wortwitz und literarischer Schlagfertigkeit aus.

tageswoche.ch/+a8kgs ×

- «Fragenmeer»: Samstag, 14 bis 22 Uhr, Kunsthalle Basel.
- Artlu Bubble and the Dead Animal Gang: Samstag, 23 Uhr, Theaterplatz.
- «Nüt»: 19 Uhr, Safe im Unternehmen Mitte.
- Lesungen «NarR» und «Belles Lettres»: Samstag, 20 Uhr, Literaturhaus Basel.

Los gehts: Rund 60000 Besucher werden am JKF 2015 erwartet.

FOTO: GASPARD WEISSHEIMER





«Wir sind dazu da, unsere Klienten zu unterstützen, nicht zu überwachen», sagt Barbara Widzowski.

FOTO: JONAS GRIEDER

Wiedereingliederung

Der Verein Neustart unterstützt seit 1975 Straffällige auf Bewährung. Das braucht Fingerspitzengefühl und Geduld. Ein Treffen mit der Geschäftsleiterin und einem Klienten.

40 Jahre Kampf gegen kriminelle Rückfälle

von Jonas Grieder

Sie suchen eine Wohnung und einen Job. Das ist bei der aktuellen Lage auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt keine einfache Sache. Haben Sie Schulden, wird es noch etwas schwieriger. Und eine wahre Herkulesaufgabe stellt sich Ihnen, wenn Sie ein ehemaliger Straftäter sind. Der Staat stellt Ihnen dann die Bewährungshilfe zur Seite beziehungsweise wird Ihnen diese verordnen. Und stossen die staatlichen Institutionen an ihre Grenzen, kommt der Verein Neustart ins Spiel.

Neustart engagiert sich seit 40 Jahren in der Bewährungs- und Reintegrationsberatung. Der Verein wurde 1975 von einer

Gruppe Juristen gegründet. Damals gab es noch keine unentgeltliche Prozessführung so wie heute. Neustart leistete deshalb vor allem Rechtsberatung für Straffällige – ausschliesslich ehrenamtlich.

Guter Ruf unter Straffälligen

Heute ist das anders. «Wir sind vor allem sozialarbeiterisch tätig und haben inzwischen einige bezahlte Stellen», sagt Barbara Widzowski, Geschäftsleiterin des Vereins. Die Klienten gelangen auf unterschiedlichen Wegen zu Neustart. Manche kommen freiwillig. Der Verein hat sich unter Straffälligen einen guten Ruf erarbeitet, und der spricht sich herum.

Straftäter mit hohem Rückfallrisiko, die aber keine schweren Verbrechen begingen, können verpflichtet werden, sich bei Neustart zu melden. Der Verein steht in einem Auftragsverhältnis zu den staatlichen Bewährungshilfen von Basel-Stadt und Basel-Land, die oftmals ausgelastet sind. Und manchmal sind es auch Angehörige, die bei Neustart Rat suchen.

Hauptaufgabe des Vereins ist die Rückfallprävention. «Wenn man verhindern will, dass ein Mensch in die Delinquenz zurückfällt, dann muss man Unterstützung bieten, damit aus den Fugen geratene Bereiche des Lebens wieder stabil werden», sagt Widzowski. Neustart sieht sich darum auf der

Seite der Hilfsbedürftigen und nicht als erweiterten Arm der Behörden. «Das ist enorm wichtig für das Vertrauen. Die Menschen, die uns aufsuchen, haben schon genug zu tun mit den Behörden», sagt Widzowski.

Selbstständiges Dasein ermöglichen

Werden Klienten von staatlicher Seite zugewiesen, bestünde zwar eine Berichtspflicht. «Wir sind aber dazu da, unsere Klienten zu unterstützen, nicht zu überwachen», so Widzowski weiter. Wie die Unterstützung konkret aussieht, ist von Fall zu Fall verschieden. Manchen hilft schon ein offenes, ehrliches Gespräch dabei, mit ihrer Situation klarzukommen. Anderen muss man in allen Belangen unter die Arme greifen: bei Bewerbungen für Wohnung und Stelle helfen, bei Verschuldungen mit Gläubigern verhandeln. In jedem Fall ist es das Ziel, den Klienten wieder ein selbstständiges Dasein in der Gesellschaft zu ermöglichen.

In einer Gesellschaft freilich, die sich heute wie vor 40 Jahren noch immer schwer tut mit der Wiedereingliederung von Straftätern. Zwar sagt Widzowski: «Ich denke die Akzeptanz gegenüber ehemaligen Delinquenten ist heute grösser als vor 40 Jahren.»

Anders sieht das aber Peter M. (Name von der Redaktion geändert), der aufgrund von Wirtschaftsdelikten mit dem Gesetz in

Konflikt kam und bereits zum zweiten Mal die Leistungen von Neustart in Anspruch nimmt. Das erste Mal war es freiwillig, diesmal verordnet. «Es ist eher härter geworden. Früher war die Haltung der Gesellschaft mehr die, dass man sagte: «Das kann jedem mal passieren.» Heute hat man sofort den Gangster-Stempel und niemand will etwas mit einem zu tun haben, ganz egal, welches Delikt man beging», sagt M.

Er weiss, wovon er spricht: «Ich hätte eine super Stelle gekriegt als Haustechniker. Ich hatte den Vertrag vor mir auf dem Schreibtisch – schon unterschrieben. Dann kam doch noch die Frage nach dem Strafregisterauszug.»

«Ich hatte den Vertrag schon vor mir, da kam die Frage nach dem Strafregisterauszug.»

Peter M.,
Klient bei Neustart

Nicht nur Arbeitgeber oder Vermieter reagieren anders, wenn sie um die kriminelle Vergangenheit ihres Gegenübers Bescheid wissen. «Bist du vorbestraft und das Gesetz will etwas von dir, dann besitzen

sie nicht mal mehr den Respekt, dich vorzuladen. Dann holt dich gleich die Polizei. Aus deiner Wohnung um halb sechs Uhr morgens, wenn sie will», erzählt M.

M. ist froh um die Unterstützung des Vereins. Nur schon die Tatsache, dass Gespräche und Vereinbarungen dokumentiert werden, sei enorm wertvoll. Bei laufenden Gerichtsverhandlungen beispielsweise könne dadurch belegt werden, dass man sich bemüht, eine Existenz innerhalb der Legalität aufzubauen. «Dann hat man etwas in der Hand und sie glauben einem eher.» Auch die Sensibilisierung für Rückfallrisiken weiss er sehr zu schätzen. «Wenn man rauskommt und nichts hat, dann lauern die Gefahren an allen Ecken. Heute bin ich vorsichtiger und versuche, gewisse Gesellschaften zu meiden.»

Nicht alle von Neustart begleiteten Menschen sind auf dem richtigen Weg. Es gebe auch sehr frustrierende Fälle, die immer und immer wieder kommen müssten, die den Weg aus der Drehtür trotz aller Unterstützung nicht fänden, sagt Widzowski.

In M. scheint der Kontakt mit dem Verein aber einiges ausgelöst zu haben. Da körperliche Arbeit aufgrund einer Verletzung nicht mehr infrage kommt, engagiert er sich seit einiger Zeit selbst im sozialen Bereich für Opfer häuslicher Gewalt. Bald will er eine eigene Anlaufstelle gründen.

tageswoche.ch/+oblej

×

ANZEIGE



Für jedes Alter

Hallo Herbst

AKTION

Jahresabo vom 1. bis 30. September nur Fr.

530.-

Schüler, Studenten und
Lehrlinge bis 25 Jahre
nur Fr. 484.-

Probetraining und persönliche
Beratung kostenlos.
Von Krankenkassen
anerkannt.

Fitness · Cardio · Sauna

SWISS TRAINING

Vogesenstrasse 87 · Basel · Tel. 061 321 55 33 · www.swiss-training.com

Das «Fraueli» sorgt für hitzige Diskussionen. Das Bad sei überfüllt, vor allem von Musliminnen aus dem Elsass, heisst es. Aber wie ist die Stimmung vor Ort wirklich?

Die Angst vor dem Ende der stillen Oase

von Mara Wirthlin

Es ist ein strahlend schöner Freitagnachmittag, die Wiese im Frauenbad des Gartenbads Eglisee ist trotzdem spärlich besetzt. Dies ist also das «ständig überfüllte» Frauenbad, denke ich, das seit einigen Jahren für Polemiken sorgt und schliesslich zur Verabschiedung von neuen Regelungen geführt hat, die nächste Saison in Kraft treten sollen.

Das Sportamt will im Konflikt mit muslimischen Frauen, die vorwiegend aus dem Elsass kommen, klare Massnahmen ergreifen, die an einem runden Tisch mit acht Stammgästen des «Fraueli» erarbeitet wurden. Kindern, die älter als neun Monate sind, wird der Zutritt künftig verboten, gleichzeitig soll der Aufenthalt in Badekleidung Vorschrift sein, auch auf der Wiese.

Dass es so weit gekommen ist, begründet Peter Howald mit den momentan «parkartigen Zuständen» im Bad. Howald ist Leiter des Sportamtes Basel-Stadt und kritisiert, dass ganze muslimische Frauenscharen sich mit ihren Kindern und einem Picknick auf dem Rasen einrichten würden, ohne überhaupt zu baden. «Wir sind aber kein Frauenpark, sondern ein Frauenbad», sagt Howald, «und vor allem kein Bad für Kinder.» Die zahlreichen Familienbäder in der Stadt Basel würden die Bedürfnisse von Kindern viel besser abdecken als das «Fraueli» mit seinen zwei winzigen Platschbecken, weshalb man dieses Angebot künftig ganz abschaffen wolle.

Ein heisses Eisen

Howald ist sich darüber im Klaren, dass alles, was mit Religion zu tun hat, heutzutage politischen Zündstoff beinhaltet. Aus muslimischen Kreisen wird bereits Empörung über die neuen Regeln laut. So befürchtet Serhad Karatekin, Sekretär der Basler Muslimkommission, dass Islamfeindlichkeit hinter den Massnahmen des Sportamts stecke, schreibt die «bz Basel». «Es ist ein heisses Eisen», sagt Howald, «umso wichtiger ist es mir daher, klarzumachen, dass es uns primär um das Platzproblem geht. Mus-

limische Frauen sollen nicht gezielt verdrängt werden, weil sie Musliminnen sind, da das Bad aber an seine räumlichen Grenzen stösst, müssen wir handeln.»

Dass ein Frauenbad gerade für muslimische Badegäste besonders attraktiv sei, stelle an sich kein Problem dar, sagt Howald. Seit sich die Existenz der Badi aber auch im grenznahen Elsass herumgesprochen habe, kämen so viele in das Frauenbad, dass andere Stammgäste verdrängt würden. Zudem komme es zu «zahlreichen Konflikten» zwischen muslimischen Frauen und dem Badepersonal, sagt Howald. Wie viele Konfrontationen es tatsächlich sind, lässt sich gemäss Howald nicht festmachen.

«Musliminnen sollen nicht verdrängt werden, das Bad stösst nur an seine räumlichen Grenzen.»

Peter Howald, Leiter Sportamt BS

Die Spannweite reiche dabei vom Ignorieren von Baderegeln (Duschen vor dem Baden) bis hin zu Beleidigungen von Frauen durch die elsässischen Besucherinnen, die sich an Oben-ohne-Badenden störten, sagt Howald. Besonders problematisch sei, dass die Musliminnen aus Frankreich «oft respektlos und fast schon aggressiv reagieren», wenn sie vom Badepersonal auf Vorschriften hingewiesen werden. Und vermehrt hätten Frauengruppen versucht, das Badepersonal von muslimischen Regeln zu überzeugen.

Mit diesen Informationen im Hinterkopf betrete ich also das Frauenbad, das für mich schon immer ein Ort zum Abschalten war, und staune darüber, wie sehr Wahrnehmungen auseinandergehen können. Wenn Howald über das Platzproblem klagt, klingt das logisch und plausibel. Trotzdem frage ich mich, während ich mein Badetuch

grosszügig auf der halbleeren Wiese platziere: Welches Platzproblem?

Natürlich ist es nicht immer so angenehm leer, vor allem an den Wochenenden liegen die Frauen oft dicht an dicht. Trotzdem empfinde ich die Debatte über das ständig überfüllte «Fraueli» als schwer übertrieben, hatte ich doch noch nie ernsthaft Mühe, ein Plätzchen zu ergattern, was an anderen Orten in Basel, zum Beispiel am Rheinbord, ganz anders aussieht.

Ich bin verwirrt. Wie nehmen die anderen Badegäste das Phänomen wahr? Und wer sind diese «Stammgäste», die am runden Tisch mit dem Sportamt mitdiskutierten und deren Meinung für die Zukunft des «Fraueli» eine so grosse Rolle spielt? Schliesslich sind ich, meine Familie und meine Freundinnen doch auch eine Art Stammgäste und wurden nie zu unseren Bedürfnissen befragt. Ist dieser «runde Tisch» ein einseitiges Sprachrohr der Altersgruppe «60+», die im «Fraueli» stark vertreten ist?

Aus den Augenwinkeln sehe ich Bea Kurz, eine langjährige Besucherin des «Fraueli», die vom Sportamt als Schlichterin beauftragt wurde. Sie läuft gerade zu einer muslimischen Frau, die mit ihren beiden Söhnen das Bad betritt. Der eine ist offensichtlich über acht Jahre alt, Jungs ist der Zutritt momentan nur bis zum Alter von sechs gestattet, worauf Kurz die Dame freundlich hinweist. Nach kurzem Wortwechsel verlässt die Familie das Bad. Heute also keiner der «zahlreichen Konflikte», von denen ich noch nie Augenzeugin wurde. Ich schnappe mir Bea Kurz, als sie auf dem Rückweg in ihre Liegestuhllecke ist.

Kurz versichert mir, dass am runden Tisch sehr unterschiedliche Frauen sassen. «Wir waren also nicht nur Rentnerinnen», sagt sie lachend. Zur genauen Zusammensetzung des runden Tisches sagt sie nichts. Gemeinsam hätten sie die Bedürfnisse der «Fraueli»-Besucherinnen eruiert und seien zum Schluss gekommen, dass sie sich ein anderes Frauenbad wünschten, ein ruhige-

res. «Musliminnen sind hier immer noch herzlich willkommen – einfach ohne Aufruhr. Wir denken, dass es schon genug schnelle, laute Orte gibt in dieser Stadt. Da darf es auch ein Bad geben, das nicht so ist. Wir wollen das «Fraueli» zu einer Insel der Ruhe machen, wo Frauen ganz unter sich sein können.»

Eine Ruheinsel nur für Frauen also – das klingt eigentlich nicht schlecht. Das findet auch die 60-jährige Brigitte*, die schon seit knapp zehn Jahren regelmässig ins «Fraueli» kommt. Dass ein akuter Handlungsbedarf bestehe, findet sie aber nicht: «Manchmal ist es schon sehr voll, aber im Wasser ist es meistens trotzdem angenehm, und das ist für mich die Hauptsache.» Sie könne sich allerdings vorstellen, dass das Personal dies anders wahrnimmt: «Es ist sicher anstrengend als Bademeisterin, mit so vielen Frauen und Kindern!»

Rassismus von Schweizerinnen

Sie findet, dass das neue Konzept für das Frauenbad verlockend klingt, trotzdem liegt ihr die kulturelle Durchmischung am Herzen: «Ich habe zwar auch schon gesehen, wie es Konflikte wegen Musliminnen gab. Manchmal kommt der Rassismus aber auch eindeutig von den Schweizerinnen», sagt Brigitte und schildert ein eigenes Erlebnis: Ihre Tochter hat einen afrikanischen Vater; als sie an der Stange beim Schwimmbecken turnte, wurde sie von einer älteren Schweizerin darauf hingewiesen, dass sie zwar wie ein Affchen aussehe, dies aber keine Liane sei.

«Wie immer, wenn unterschiedliche Kulturen aufeinandertreffen, kommt es auch zu Respektlosigkeit», sagt Brigitte, «entweder die Musliminnen oder die Schweizerinnen als respektlos zu verallgemeinern finde ich unfair.» Denn oft funktionieren die Neben- oder sogar Miteinander: «Andere Male bin ich schon oben ohne mit muslimischen Familien ins Gespräch gekommen, und meine Tochter hat hier früher viel mit deren Kindern gespielt.»

Sie finde es allgemein toll und wichtig, dass Musliminnen hier einen Ort hätten, wo sie schwimmen und auch Sport treiben können. «Ich habe schon miterlebt, wie Frauen in meinem Alter hier schwimmen lernten. Das waren drei Frauen über 50, die sich im Wasser amüsierten wie kleine Mädchen – ein berührendes Bild.» Brigitte ist aber auch der Meinung, dass Basel kein Frauenbad für das ganze Elsass anbieten könne. «Manchmal stehen sie wirklich plötzlich in Scharen auf dem Rasen – es braucht einfach dringend ein muslimisches Frauenbad in Frankreich.»

Eine unaufgeregte Sicht auf den «Schwimmtourismus» der Elsässerinnen hat die 25-jährige Marlen*: «Ich finde, in einer Grenzregion ist es völlig normal, dass man gegenseitig voneinander profitiert. Wir fahren ja auch zum Einkaufen nach Deutschland oder Frankreich.» Auch der Lärm und die Platzverhältnisse störten sie bisher kaum.



Ist der angebliche Dichtestress im «Fraueli» wirklich ein Problem?

FOTO: ZVG

«Ich kann mir gerade bei älteren Frauen schon vorstellen, dass sie das stört», sagt Marlen. Deshalb das ganze Konzept umzukrempeln, sei aber aus ihrer Sicht übertrieben. Sie habe die Badi bisher nur an den Wochenenden wirklich überfüllt erlebt, und die Altersgruppe der Rentnerinnen habe ja die ganze Woche über Zeit fürs «Fraueli».

Lena* ist Ende 20 und wurde vor wenigen Wochen Mutter. Das neue Kinderverbot kann sie nicht verstehen: «Ich komme schon sehr lange ins «Fraueli» und hatte mich gefreut, in den kommenden Jahren auch mit meiner Kleinen zu kommen.» Ansonsten könne sie nicht viel sagen zum neuen Konzept des «Fraueli»: «Ich geniesse es hier immer sehr und finde daher nicht, dass sich unbedingt etwas verändern muss.»

«Wenn Musliminnen uns ihre Regeln aufdrängen wollen, hat meine Toleranz ein Ende.»

Sonja, Badegast

Da das «Fraueli» nur am Wochenende wirklich voll sei, versteht sie nicht, weshalb für die ganze Woche neue Regeln gelten sollen: «Einen kinderfreien Tag oder ein kinderfreies Wochenende würde ich viel eher verstehen.» Sie sehe auch immer dieselben Gesichter – «von einer Verdrängung habe ich nie etwas bemerkt.»

Anders erlebt dies Sonja*, 70 Jahre. Einige ihrer Bekannten seien auf das Familienbad umgestiegen, weil ihnen im Frauenbad zu

viel los sei. Sie selbst hat eine gesplante Meinung zu der Problematik: «Ich muss sagen, ein Teil von mir denkt: Jesses, wir sind doch alles Menschenkinder. Wenn Musliminnen uns dann aber ihre Regeln aufdrängen wollen, hat meine Toleranz ein Ende.»

Das neue Kinderverbot findet sie sinnvoll, am besten fände sie es, wenn nicht einmal Säuglinge das Bad besuchen könnten. «Ich liebe zwar Kinder, aber mit Kinderschrei im Hintergrund kann ich einfach nicht abschalten. Im Alter ist man so lärmempfindlich, das kann man sich als junge Person gar nicht vorstellen.»

Peter Howald, Leiter Sportamt Basel-Stadt, bestätigt, dass die meisten Beschwerden im «Fraueli» von älteren Frauen kommen. Auf die Frage, weshalb die Meinung ein paar langjähriger Stammgäste ein derartiges Gewicht hat, antwortet Howald: «Wir sind mit so vielen unterschiedlichen Meinungen und Bedürfnissen konfrontiert. Wir können es unmöglich allen recht machen.» Die Frauen der Altersgruppe 60+ würden auf jeden Fall einen grossen Teil der Stammkundschaft ausmachen.

Mit der Umgestaltung des «Fraueli» will das Sportamt aber auch junge Frauen anziehen, die ruhebedürftig sind. Es soll künftig eine Ruhe-Ecke mit Holzliegen und einer Buvette geben, wo heute die Kinderbecken sind. «Es muss ja nicht überall Schaiawaia sein», sagt Howald.

Komisch, denke ich, als ich das «Fraueli» verlas: Für mich gab es dieses «erholungsreiche Bädli» schon immer.

tageswoche.ch/+qnwv1

×

* Die Nachnamen sind der Redaktion bekannt.

Was können wir tun, um Behinderten das Leben leichter zu machen? Ein Dialog mit dem Rollstuhlfahrer Walter Beutler.

Hinderlich sind Barrieren im Kopf

von Christoph Meury

Walter Beutler, geboren 1956, erkrankte im Alter von vier Jahren an Kinderlähmung. Seither sitzt er im Rollstuhl. Er ist diplomierter Übersetzer und seit Jahren in der Behindertenhilfe aktiv. Beutler kennt die ausgrenzenden Strukturen der Behindertenhilfe aus eigener Erfahrung, er setzt sich vehement für die Rückkehr von Menschen mit Behinderung ins öffentliche Leben und ihre Teilnahme in den Bereichen Bildung, Arbeit, Wohnen, Kultur ein. Er will, dass die UNO-Behindertenrechtskonvention, die 2014 von der Schweiz ratifiziert wurde, endlich Realität wird.

Als politisch denkender und bestens vernetzter Zeitgenosse wäre Beutler eigentlich prädestiniert, als Politiker direkt ins Geschehen einzugreifen und sich für die Ansprüche der rund 25 000 Basler Behinderten im Grossen Rat einzusetzen – auch vor dem Hintergrund, dass das Präsidialdepartement beschlossen hat, die Fachstelle Gleichstellung von Menschen mit einer Behinderung per Ende Jahr ersatzlos zu streichen. Reizen würde ihn das schon, sagt Beutler, «leider aber wohne ich als Baslerbieter im falschen Kanton».

In einem Selbstversuch teste er für die TagesWoche aber immerhin die technischen Hürden, die sich einem behinderten Politiker inspe in Basel entgegenstellen. «Das Basler Rathaus ist durchaus bezwingbar», meint er. Dank einiger weniger Hilfestellungen könne man als körperlich Behinderter Grossrat werden. Der Schritt zum Regierungsrat allerdings würde einem durch ein unüberwindbares Podest verwehrt.

In den vergangenen Wochen hat sich zwischen mir und Walter Beutler ein intensiver, lehrreicher und zuweilen auch amüsanter Dialog per E-Mail über die Stellung der Behinderten in unserer Gesellschaft entwickelt.

Die technischen Hürden und Hindernisse sind das eine, aber mit welchen Vorurteilen und Missverständnissen

sind Behinderte wie Sie im Alltag sonst noch konfrontiert?

Am ehesten interessieren mich die Barrieren im Kopf, die für einige Vorurteile und Missverständnisse sorgen. Zum Beispiel wenn eine Mutter ihrem Kind erklärt, das fragend auf mich gezeigt hat: «Was ist das?» Die Mutter: «Das ist ein Rollstuhl.» Das ist ein Phänomen, das zwar nachvollziehbar ist und mit dem ich in der Regel auch problemlos klarkomme: Ich als Mensch verschwinde in der öffentlichen Wahrnehmung hinter dem Rollstuhl. Womöglich hat man noch das Gefühl, ich sei irgendwie am Leiden (oder nicht ganz zurechnungsfähig).

«Es gibt so etwas wie eine Popularitätsskala der Behinderungen.

Darauf stehen die Rollstuhlfahrer zuoberst.»

Klar, das hat sich in den letzten Jahrzehnten schon deutlich verändert. Aber das Bild des Behinderten, der zwar unsere Unterstützung verdient, aber nicht ganz für voll genommen wird, ist in den Hinterköpfen noch vorhanden. Und das wirkt sich eben zum Beispiel so aus, dass man zwar den Zuschauerraum des Basler Parlaments von Barrieren befreit, nicht aber die Bühne. Oder dass in höheren Positionen in Wirtschaft und Verwaltung recht wenige Behinderte anzutreffen sind.

Es sind hauptsächlich die Barrieren im Kopf, die das Leben erschweren – durchaus auch die Barrieren im Kopf der Betroffenen selbst.

Mit Ihrem Bild von den «Barrieren im Kopf», die im Alltag zu Missverständnissen und Vorurteilen führen können, sprechen Sie auch Sozialisationspro-

zesse an: die Anpassung an gesellschaftliche Denk- und Gefühlsmuster durch Verinnerlichung von sozialen Normen. Hier scheint es noch viel Entwicklungspotenzial zu geben. Was braucht es konkret, damit sich der Blick auf Menschen mit einer Behinderung verändert?

Sie liefern mir jetzt eine Steilvorlage, um die Integration – besser: die Inklusion der Behinderten – in allen Lebensbereichen ins Feld zu führen. Der Unterschied zwischen Integration und Inklusion ist einfach zu fassen. Integriert werden muss jemand, der vorher ausgeschlossen worden ist – vom öffentlichen Leben, von der Schule, wovon auch immer. Inklusion bedeutet dagegen, dass eine Person gar nicht erst ausgeschlossen wird, sondern selbstverständlicher Teil der Gesellschaft ist. Eine (Re-)Integration erübrigt sich.

In einer inklusiven, ihre Mitglieder einschliessenden Gesellschaft kommt es zum unverkrampften Austausch zwischen Behinderten und «Normalos»; Barrieren können abgebaut werden oder entstehen gar nicht erst, eine «normalisierte» Sozialisation kann stattfinden. Dagegen scheinen die Sensibilisierungsaktionen der Fachstelle für Gleichstellung von Menschen mit Behinderung, die nun abgeschafft werden soll, tatsächlich wie ein Tropfen auf den berühmten-berühmten heissen Stein.

Wie haben Sie persönlich das Ausschlossenein ganz konkret erlebt?

Als ich im Jahr 1959 mit Kinderlähmung angesteckt wurde – im Kinderspital notabene –, musste ich zunächst aus medizinischen Gründen im Spital bleiben: eiserne Lunge, Therapien – das ganze Programm. Doch spätestens nach einem halben Jahr, ich war da etwa drei Jahre alt, hätte man mich nach heutigen Erkenntnissen aus dem Spital und zurück in die Familie entlassen müssen. Stattdessen behielt man mich bis ins Schulalter im Spital. Meine Eltern hatte man richtiggehend dazu

gedrängt. Ich würde doch mit meinen besonderen Bedürfnissen die Familienstruktur (mit drei älteren Geschwistern) zu stark durcheinanderbringen. Und im Spital hätte ich doch alles, was ich bräuchte und eine angemessene Betreuung dazu.

Wir waren nicht etwa eine ärmliche Familie. Aber so dachte man damals. Separation war angesagt – nicht aus bösem Willen, sondern weil man für die Behinderten die bestmögliche Betreuung anstrebte. Und die Separation konnte man sich in der Schweiz auch leisten. Es war in den 1960er- und 1970er-Jahren, in einer Zeit, in der neue Institutionen nur so aus dem Boden schossen: Blindenheime, Schulheime für körperbehinderte Kinder, später spezielle Ausbildungsstätten. Und parallel dazu verschwanden die Behinderten aus dem Alltag der Menschen. Gut: Vorher waren sie auch eher versteckt, aber in den Familien. Oft schämte man sich ihrer.

Heute wissen wir: Ohne tabulose Inklusion werden sich Behinderte und Nicht-behinderte stets zunächst fremd gegenüberstehen, wie die Bewohner aus zwei verschiedenen Welten. Entsteht trotzdem eine Beziehung, ein Austausch auf Augenhöhe, der vielleicht weiter gepflegt wird, so verschwindet das Fremde nach und nach – und damit auch das verkrampfte Bemühen, ja nicht in ein Fettnäpfchen zu treten oder den Behinderten zu verletzen. Als ob Behinderte besondere Sensibelchen wären.

Aus Ihrer Schilderung geht hervor, dass die frühen Lebensjahre nicht ganz einfach waren, aber dass Sie das wegstecken konnten. Ich nehme Sie als eigenständigen und eigenverantwortli-

chen Menschen wahr. Ein Mensch im Rollstuhl, der sich aber durchaus als privilegierter Behinderter wahrnimmt. Wie sieht aber eine Inklusion und auch ein entsprechender Sozialisationsprozess aus für Menschen, welche stark auf die Hilfe von Dritten oder sogar auf eine Heimsituation angewiesen sind? Ist es so nicht viel schwieriger, Autonomie, Eigenständigkeit zu behaupten und ein gesundes Selbstbewusstsein zu entwickeln, um den «Normalos» auf Augenhöhe zu begegnen und gegenüber den Helfern Selbstständigkeit zu bewahren? Wie gehen andere behinderte Menschen damit um? Und wie verhält sich die Gesellschaft in dieser wechselseitigen Beziehung und Abhängigkeit?

Ja, ich bin so etwas wie ein Vorzeige-behinderter: selbstständig, freiheitsliebend, ziemlich selbstbewusst, ziemlich integriert – und erst noch Rollstuhlfahrer. Es gibt nämlich so etwas wie eine Stufenleiter der Behinderungen, eine Popularitätsskala. Und da stehen die Rollstuhlfahrer eindeutig zuoberst. Bei ihnen ist der Fall klar. Es gibt nichts zu deuteln, ob sie nun behindert sind oder nicht. Auch medizinisch lässt sich das Gebrechen bildlich schön fassen (Röntgenbilder, MRI). Weil der Fall so klar ist, fließt ihnen von staatlicher Seite am meisten Geld zu (ich gehe davon aus, dass man das belegen kann), und niemand stellt das ernsthaft in Frage, noch nicht einmal die SVP.

Ganz anders dagegen bei den psychisch Beeinträchtigten: Sie stehen am unteren Ende der Skala, nicht zuletzt weil man ih-

nen die Behinderung nicht ansieht. Aber sicher auch, weil die Abgründe der Seele, insbesondere bei bipolaren Störungen, Psychose und schwerer Depression, einerseits schwer nachzuempfinden sind und andererseits auch Angst machen.

Hinzu kommt, und das drückt sich schon in der Bezeichnung aus, dass die Beeinträchtigung stark schwankt. Darum spricht man mehrheitlich von psychischer Beeinträchtigung und nicht von Behinderung. (Wobei Erfahrungen wie eine Psychose oder eine tiefe Depression den ganzen Lebenslauf prägen und ein Rückfall jederzeit um die Ecke lauert.)

«Ein gewisser Jö-Effekt hilft geistig Behinderten, insbesondere den oft freundlichen und sozialkünstlerisch begabten «Möngis».»

Das sind vielleicht die wichtigsten Gründe, warum sie es in der Behindertenhilfe so schwer haben – und von politischer Seite angefeindet werden. An zweitunterster Stelle der Skala stehen die Hörbehinderten, dann die Sehbehinderten und gleich unter den Körperbehinderten die geistig Behinderten. Ein gewisser Jö-Effekt hilft ihnen bestimmt, sich auf dieser Popularitätsstufe zu halten – insbesondere den oft freundlichen und sozialkünstlerisch

«Durchaus bezwingbar.» Walter Beutler kann sich trotz Rollstuhl Zugang zum Basler Rathaus verschaffen.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



zierbarer Hospitalismus. Natürlich hat es keinen Sinn, diese aus den Heimen zu vertreiben. Aber wenn ich Coach von jungen Körperbehinderten wäre, so bekämen sie irgendwann im Lauf des Coachings einen freundschaftlichen, aber kräftigen Tritt in den Hintern, sodass sie in die weite Welt hinausfliegen. Und erst wenn sie sich auch nach Längerem nicht aufrappeln könnten, könnte man eine geschützte Wohnsituation ins Auge fassen. Das kann eine WG, muss kein Heim sein.

«Die Unterstützung muss zum Behinderten kommen, nicht der Behinderte zur Quelle der Unterstützung.»

Können Sie noch etwas zur sogenannten Inklusion sagen? In der Theorie ist diese Forderung locker nachvollziehbar und für einen aufgeschlossenen Menschen eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Aber wer übernimmt bei der Inklusion im Alltag welche Rolle? Wer macht den ersten Schritt? Hat die Gesellschaft in diesem Kontext eine Verantwortung, welche sie aktiv umsetzen muss, oder sind dies Prozesse, welche sich ohne weiteres Zutun, quasi schicksalhaft, über Jahre hinweg entwickeln?

«Empowerment» ist hier ein Schlüsselwort, Ermächtigung, also die Orientierung an den Ressourcen statt an den Defiziten eines Menschen – und die Stärkung der Ressourcen. Aber das sind vielleicht hauptsächlich schöne Worte, die im Behindertenwesen längst Einzug gehalten haben und nach denen in den Institutionen auch schön brav gearbeitet wird. Sie haben allerdings den Makel, dass es einen Ermächtiger gibt und einen Ermächtigten, womit die Hierarchie, die unterschiedliche Augenhöhe durch die Hintertüre gleich wieder hereinkommt. (Man könnte dazu frotzeln: «Neuerdings dürfen die Behinderten selbstbestimmt Kerzen ziehen.»)

Letztlich müssten in den Institutionen die Betreuer alles dafür tun, dass es sie nicht mehr braucht. Und ist das nicht etwas viel verlangt? Ich habe auch keine Patentlösung. Ich sehe nur, dass im Behindertenwesen, in dem, was manche vielleicht nicht ganz zu Unrecht «Betreuungsindustrie» nennen, eine schwer durchschaubare Gemengelage von halb- und gänzlich unbewussten – vielleicht teilweise auch voll bewussten – Eigeninteressen besteht, die das Potenzial der Behinderten irgendwie einzäunt und nicht voll zur Geltung kommen lässt.

Vielleicht ist das vergleichbar mit der Mutter eines behinderten Kindes, die dieses bis ins hohe Alter aufopfernd betreut. Von aussen nachvollziehbar und vielleicht bewundernswert. Doch von innen betrach-



Walter Beutler: «Ich bin so etwas wie ein Vorzeigebehinderter.»

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

begabten «Möngis». (Diese Bezeichnung ist natürlich politisch völlig unkorrekt – aber unter Behinderten durchaus gebräuchlich. Richtig ist: Menschen mit Down-Syndrom.)

Ganz anders sieht es natürlich bei anderen geistigen Behinderungen aus, etwa bei schwerem Autismus. Diese Menschen sind weniger zugänglich, was ihre Popularität natürlich schmälert.

Wie können behinderte Menschen ein eigenständiges und unabhängiges Leben führen, wenn sie von zahlreichen Hilfestellungen abhängig sind?

Selbstverständlich ist es schwieriger, eigenständig zu bleiben, wenn man stark auf Unterstützung angewiesen ist. Wer beisst schon die Hand, die ihn füttert? Vielleicht fällt das den Körperbehinderten noch am leichtesten. Denn sie haben wenigstens ihren Kopf, ihr Bewusstsein, um ihren Eigenwillen – zumindest verbal – durchzusetzen. Aber Achtung: Es braucht da einen ziemlich störrischen Geist. Der Kunstmalers Christoph Eggli oder die Psychologin Aiha Zemp waren solche Charaktere – und sie

haben es beide ziemlich weit gebracht. Ansonsten sind unsere Heime voll von Menschen, die weit unter ihrem Potenzial leben – weil ihnen oft aus gutem Willen viel zu viel abgenommen und erspart wird. Das kann man Hospitalismus nennen.

«Wäre ich Coach von Behinderten, so bekämen sie einen freundschaftlichen Tritt in den Hintern.»

Aus eigener Anschauung kenne ich solche Menschen, die schon ihr Leben lang im Heim leben, die aber von der Behinderung her problemlos selbstständig (wenn auch mit Assistenz) leben könnten. Viele von ihnen machen den Eindruck, als wären sie nicht richtig erwachsen geworden – bis ins Gesicht hinein. Und das ist nicht behinderungsbedingt, sondern das ist diagnosti-

Kommentar

Behinderte haben ein Recht auf Teilnahme an allen gesellschaftlichen Aktivitäten. Die Schweiz sollte hier endlich vorwärts machen.

“

Der siebenjährige M. hat eine geistige Behinderung. Er besucht die Regelschule in seinem Wohnquartier.

Die 30-jährige gehörlose A. arbeitet in einem Basler Heizungsfachgeschäft als Heizungsmonteurin.

Die 50-jährige Übersetzerin Y. ist von einer psychischen Erschütterung betroffen. Nach einer Weiterbildung arbeitet sie als psychiatrieerfahrene Fachperson im Gesundheitswesen.

Diese realen – anonymisierten – Beispiele zeigen, was Inklusion bedeutet. Menschen mit Behinderung leben, lernen, arbeiten und wohnen dort, wo alle Menschen es tun, in einem Stadtquartier, in einem Dorf. Von Anfang an und immer. Menschen mit Behinderung haben ein Recht auf ein selbstbestimmtes Leben in der Mitte der Gesellschaft. Ein solches Leben entwickelt sich nur im normalen, im öffentlichen Leben. Jede Sonderlösung, jede Sonderinstitution beengt, verkleinert die Lebensräume, den Lebensplan, auch bei hoher Qualität der Dienstleistung.

Inklusion ist eine Haltung, die Sonderlösungen ausschliesst.

Institutionen greifen immer, quasi per Definition und Auftrag, in die Selbstbestimmung und Privatsphäre des Menschen mit Behinderung ein. Die Hausordnung regelt die Tagesabläufe, die Mitbewohner und die Bezugspersonen sind nicht frei gewählt. Inklusion bedeutet Nicht-Ausgrenzung. Inklusion verträgt kein «Ja, aber...!» Inklusion ist eine klare, kompromisslose Haltung, die Sonderlösungen ausschliesst.

Das Leben im Quartier lässt Menschen mit Behinderung in normalen Räumen leben, arbeiten und wohnen. Die Normalität macht neugierig. Man erwirbt Kompetenz im Umgang mit unterschiedlichsten Menschen und Situationen. Durch Übung wird man zu einem selbstbestimmten Erwerbsleben und Wohnen als erwachsener Mensch befähigt. Unmögliches wird möglich. Inklusion ist konkret und geschieht im Alltag des Quartierlebens. Wenn Menschen mit Behinderung immer im Quartier leben, kennt man sie, spricht mit ihnen, schätzt sie,



Martin Haug ist Leiter der Fachstelle Gleichstellung von Menschen mit Behinderung im Basler Präsidialdepartement, die Ende Jahr geschlossen wird. tageswoche.ch/+i7qtz

nimmt an ihrem Leben teil, gibt ihnen Chancen. Vielfalt wird selbstverständlich.

Inklusion ist eine Haltung und ein Handwerk. Man muss es lernen und entwickeln. Jede und jeder kann Inklusion ermöglichen. Menschen die Hand geben, im Gegenüber das Gute, die Energie, das Spannende sehen, ihm vertrauen, von ihm lernen.

Die UNO-Behindertenrechtskonvention, die 2014 von der Schweiz ratifiziert wurde, bezweckt, Menschen mit Behinderung Menschenrechte und Grundfreiheiten zu gewährleisten. Im Zentrum der Konvention steht das Konzept der Inklusion. Bund und Kantone stehen bei der Umsetzung ganz am Anfang. In den nächsten Jahren sind die Kantone verpflichtet, die ausgrenzenden Strukturen der Behindertenhilfe abzubauen und Voraussetzungen für die Rückkehr von Menschen mit Behinderung ins öffentliche Leben zu schaffen. Ausserdem muss sichergestellt sein, dass behinderte Menschen im öffentlichen Raum hindernisfrei unterwegs sein können.

In Basel entstehen Hochhäuser. Man plant eine Bahn unter dem Rhein. Wissenschaft und Forschung befördern technologische und medizinische Entwicklungen. Der Politik, der Verwaltung, uns allen sollte es doch gelingen, in den Quartieren inklusive Strukturen zu schaffen. Sie ermöglichen es Menschen mit Behinderung, an den Brennpunkten des öffentlichen Lebens ihr Potenzial zu entfalten und ein gleichberechtigtes Leben zu führen. ×

”

tet ist diese Mutter womöglich eine «Glugere», eine exzessiv behütende Henne, die nicht loslassen kann und dadurch ihr Kind, das längst erwachsen ist, in seiner Entfaltung behindert. Natürlich können auch Väter diese zweifelhafte Rolle übernehmen.

Warum tut sich die Gesellschaft noch immer so schwer damit, Inklusion durchzusetzen? Müssen behinderte Menschen Inklusion einfordern? Oder sind dafür die Behindertenverbände zuständig? Und welche Rolle hat der Staat, die Verwaltung?

Ich denke, Inklusion ist so schwer zu denken, weil Separation (noch) so stark in unseren Köpfen verankert ist. Inklusion setzt Solidarität voraus. Man schaut zueinander, über Verwandtschaftsgrenzen hinaus. Man übernimmt Verantwortung für einander. Man trägt einander. Das alles klingt natürlich heute wie eine schöne Illusion...

Wenn die Gesellschaft Inklusion wirklich will, dann muss sie dezentral funktionieren. In den Quartieren oder in den Dörfern, dort wo die Behinderten natürlicherweise zu Hause sind, müssen die Unterstützungsangebote – der von der Gesellschaft zu tragende Nachteilsausgleich – erreichbar sein. Die Unterstützung muss zum Behinderten kommen, nicht der Behinderte zur Quelle der Unterstützung. Ist in der Verfassung nicht die Niederlassungsfreiheit verankert?

«Die Gesellschaft hat ein Bedürfnis nach Diversität. Denn so ist sie robuster.»

Ich muss mich als Behinderter frei dort niederlassen können, wo es mir behagt – wie das die Nichtbehinderten ja auch können –, ohne dass es mir dort an der nötigen Unterstützung fehlt. Dass ich mal temporär, etwa für einen Spitalaufenthalt oder für eine Therapie, woanders hingehen muss, ist klar. Aber mein Lebens- und Wirkungsfeld muss ich frei wählen können. Vielleicht ist das das Kernanliegen der Inklusion auf der Betroffenenseite. Von gesellschaftlicher Seite wäre Vielfalt das Kernanliegen, die Erkenntnis, dass eine bunte, vielfältige, durchmischte Gesellschaft überlebensfähiger ist als eine gleichgeschaltete, normierte, grauschwarze Gesellschaft.

Ich glaube, Inklusion kommt nicht von selbst, sondern ist ein emanzipatorischer und damit gesellschaftspolitischer Prozess. Letztlich muss er von Betroffenenseite initiiert werden – etwa indem ich als Behinderter auf meiner Niederlassungsfreiheit beharre. Aber auch die Gesellschaft hat ein natürliches Bedürfnis nach Diversität, nach Farbigkeit – oder sollte es zumindest haben. Denn sie ist so robuster, weniger anfällig auf Krankheiten. Vielleicht kann man analog zur Biodiversität von Soziodiversität sprechen, welche die Gesellschaft stärkt. Ausgrenzung und Ghettoisierung waren noch nie fruchtbar.

tageswoche.ch/+5newt ×

«Point de Suisse»

Ausstellung: Wie ticken wir Schweizer?

von Marc Krebs

Ist das eine Ausstellung? Oder vielmehr eine Intervention? Auf jeden Fall ein Denkanstoss, den uns das Historische Museum Basel in Zusammenarbeit mit dem Künstlerduo Com&Com (Johannes Hedinger und Marcus Gossolt) gibt. «Point de Suisse» heisst das Projekt, das den Zustand der Schweiz sowie die Gedanken der Schweizerinnen und Schweizer thematisiert, dabei Klischees streift, aber auch ins Herz trifft.

Von Flüchtlingen bis Fondue

Worum geht es? Zum grössten Teil um Fragen, die uns umtreiben, von der Zuwanderung und Flüchtlingspolitik über die Kinderbetreuung bis zum Föderalismus und zum Steuersystem. Auch Nichtigkeiten kommen zur Sprache, etwa die Frage nach dem Nationalgericht (Fondue natürlich, what else!).

Diesen Juli wurden 20 Fragebögen von 1002 repräsentativ ausgewählten Bewohnerinnen und Bewohnern unseres Landes ausgefüllt – vom Tessiner Teenager bis zur rätoromanischen Rentnerin. Sie antworteten dabei auf Fragen wie: Kann man ein gu-

ter Schweizer sein, wenn man Sozialhilfe bezieht? (Durchaus, finden vor allem die Deutschschweizer – die Tessiner sind da strenger.) Soll unser Land der EU beitreten? (Klares Nein, auch von den Linken.) Wäre ein Elternurlaub von bis zu zwei Jahren eine Idee? (Absolut, findet eine Mehrheit der Umfrageteilnehmer.)

Ein Forum für Zeitfragen

Nun folgt auf diese repräsentative Befragung eine öffentliche, an der jedermann und jedefrau teilnehmen kann: Mit auffällig grossen Plakaten, die an einen Abstimmungszettel erinnern, wird die Aktion in der ganzen Region Basel visualisiert. Im Museum für Geschichte selber, aber auch auf der Website pointdesuisse.ch kann man die Fragen beantworten und sich so ein Stück weit mit der Durchschnitts-Schweiz vergleichen.

Die Umfrage animiert in diesem Wahlherbst dazu, sich gesellschaftlichen und politischen Fragen zu stellen.

Die Ausstellung wird erst durch diese Form der Interaktion quasi vollendet, denn die Umfrage animiert in diesem Wahlherbst dazu, sich selber gesellschaftliche und politische Fragen zu stellen, Position zu beziehen. Analysiert und eingeordnet

werden die Resultate im Foyer der Barfüsserkirche, welches bis zum Wahlsonntag im Oktober zum Forum für Zeitfragen und Debatten wird.

So hat sich etwa am 3. September eine illustre Professorengruppe über «Die Vermessung der Schweiz» unterhalten: Kornelia Imesch, Georg Kreis, Ueli Mäder und Walter Leimgruber stellten sich die Frage «Wo stehen wir?» Walter Leimgruber, Ordinarius und Leiter des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Uni Basel, hat sich hierzu auch in einem Interview mit der TagesWoche geäussert, in dem er die Resultate der Befragung erläutert und uns vor Augen führt, inwiefern sich die Schweiz in ihrer Entwicklung selber blockiert.

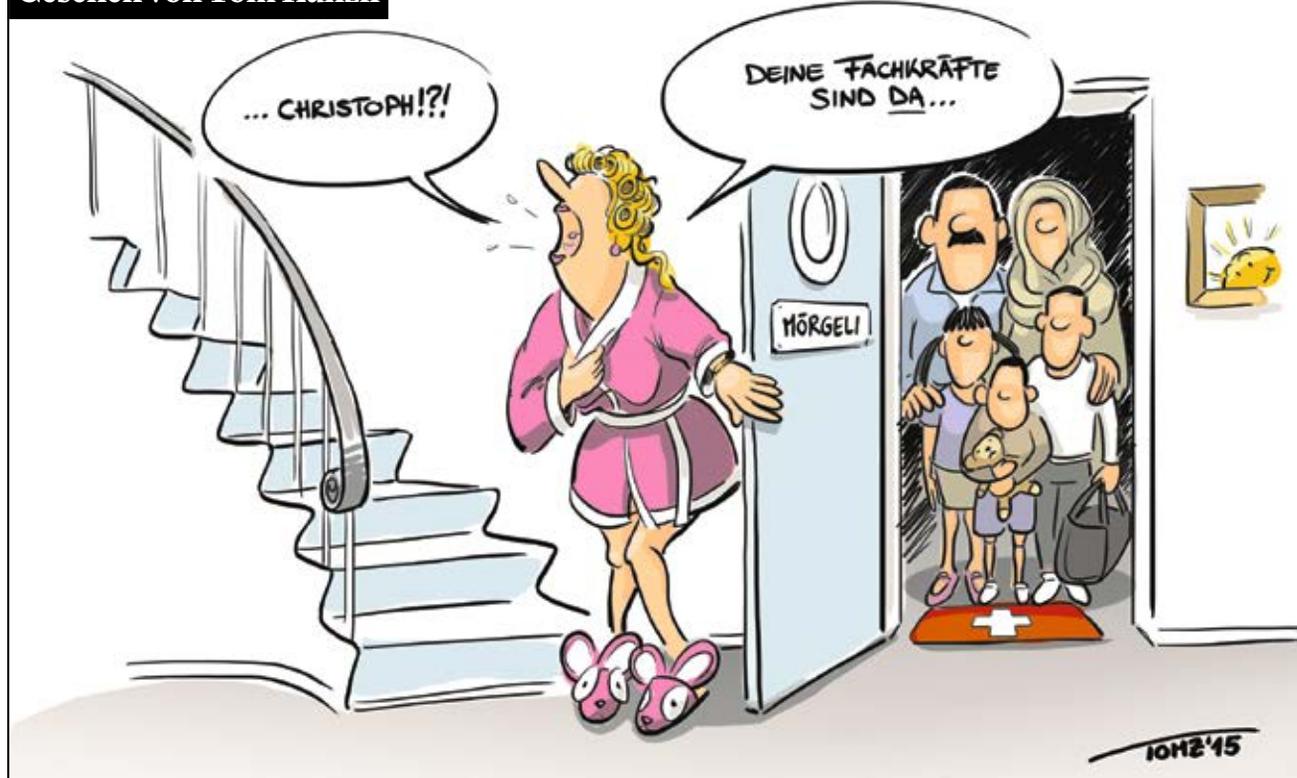
Abgerundet wird «Point de Suisse» mit Lunch-Gesprächen, an denen regionale Politiker Stellung beziehen: von Sarah Wyss (SP) bis Patrick Hafner (SVP). Die Talks dieser Politiker im Wahlkampf finden im Wochentakt statt.

tageswoche.ch/+ed20o

«Point de Suisse». Umfrage, Analysen, Debatten, Ausstellung. Bis 18. Oktober online auf pointdesuisse.ch sowie in der Barfüsserkirche Basel.

Das Interview mit Walter Leimgruber lesen Sie online: tageswoche.ch/+730gj

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



So elegant wird die geplante Unterkunft wohl kaum werden.

Asylwesen

Wohncontainer für Flüchtlinge

von Dominique Spirgi

Die Basler Regierung will Flüchtlinge in Wohncontainern unterbringen. Geplant sind Container mit 150 Plätzen als Zwischennutzung auf dem BVB-Areal beim Dreispitz. Die Container sollen auf dem Areal der ehemaligen BVB-Werkstätten an der Münchensteinerstrasse 103 errichtet werden und bis im Herbst 2016 bezugsbereit sein, teilte das Departement für Wirtschaft, Soziales und Umwelt (WSU) mit. Kurzfristig und prioritär sollen sie für Flüchtlinge, bei tieferen Asylgesuchszahlen mittelfristig aber auch für andere Menschen in Wohnungsnot genutzt werden.

Das Projekt sei eine sinnvolle Zwischennutzung des Areals, bis die geplante Wohnüberbauung «Am Walkeweg» realisiert wird, heisst es in der Mitteilung. Eine Experten-Gruppe aus WSU, Immobilien Basel-Stadt und Sozialhilfe habe verschiedene mögliche Standorte geprüft und diesen als den am besten geeigneten beurteilt.

In den Containerbauten sollen rund 30 Flüchtlingsfamilien wohnen. Vorgesehen sind Wohnmodule mit Küchen und Nasszellen, Büroräume für Betreuungspersonal, ein Spielplatz für Kinder und ein Schulungsraum. Der Wohnkomplex sei architektonisch als in sich geschlossene Einheit geplant. Zu den Familiengärten hin werde das Grundstück weiterhin von der bestehenden Mauer abgegrenzt.

Den Betrieb übernimmt die Sozialhilfe Basel. Für das Vorhaben hat die Regierung dem Grossen Rat eine Vorlage unterbreitet und 6,895 Millionen Franken beantragt. Der Betrag umfasst die Projektierung wie auch den Bau der Anlage.

Der Wohnraum für Flüchtlinge werde in Basel-Stadt zunehmend knapp, begründet das WSU das Vorhaben. Für 2015 würden in der Schweiz 30 000 Asylsuchende erwartet, die den Kantonen zugewiesen werden. Im Stadtkanton liefen indes für mehrere Asyl-Liegenschaften die Mietverträge aus, und der Liegenschaftsmarkt sei weiterhin trocken.

Mieterverband reagiert empört

Der Mieterinnen- und Mieterverband reagiert mit Empörung auf diese Ankündigung. Statt die seit Monaten leestehenden Wohnungen in den Rosenthalhäusern neben dem Messe-Turm zu nutzen, behelfe sich die Regierung lieber mit Wohncontainern, heisst es in einer Medienmitteilung. «Wohncontainer gegen Wohnungsnot – was heute für Flüchtlinge gedacht ist, kann morgen auch dem Basler Mittelstand drohen», so die markigen Worte des Verbands.

Wohncontainer, so der Verband, könnten nur das letzte Mittel sein, wenn alle anderen ausgeschöpft seien. Das sei in Basel noch lange nicht der Fall, so die Überzeugung der Mieter-Lobbyisten.

Anwohner und Betriebe in der Nachbarschaft des Areals wurden laut dem WSU mittels Flyer über das Projekt in Kenntnis gesetzt. Eine Informationsveranstaltung mit genaueren Angaben sowie der Möglichkeit, Fragen zu stellen, werde folgen, sobald das Kantonsparlament das Geschäft behandelt hat.

tageswoche.ch/+6223e

Reaktionen aus der Community

von Heidi Mück
• Darum schätze ich den Mieterinnen- und Mieterverband Basel schon seit vielen Jahren: Er scheut sich nicht, die Regierung für ihre mangelnden Aktivitäten gegen die Wohnungsnot zu kritisieren.

von Bärbeiss
• Würden Flüchtlinge in die Rosenthalhäuser einquartiert, dieselben Bedenkenträger würden sich darüber beklagen, dass «günstiger Wohnraum» zweckentfremdet wird.

Revitalisierung

1,9 Millionen für «WieseVital» beantragt

von sda

Der Fluss Wiese, der in Basel in den Rhein mündet, soll in den nächsten Jahren für rund 35 Millionen Franken revitalisiert werden. Für das Vor- und Bauprojekt beantragt die Regierung dem Grossen Rat nun einen Kredit von 1,9 Millionen Franken.

Der Medienmitteilung der Regierung zufolge soll das Projekt «WieseVital» den Fluss ökologisch aufwerten und die Gewässerqualität verbessern. Das Vorhaben geht auf eine 2006 angenommene Initiative zurück und soll innerhalb von zehn bis fünfzehn Jahren realisiert werden.

Aus dem begradtigten Abschnitt auf dem baselstädtischen Territorium soll ein vielfältiger Naturraum werden, wie er vor mehr als zehn Jahren am Unterlauf der Birs geschaffen worden sei. Zwischen der Eisenbahnbrücke in Kleinhüningen und der deutschen Grenze soll der Flusslauf zu diesem Zweck verbreitert und strukturiert werden.

Bauprojekt bis Mitte 2020

Die Aufwertung des Uferbereichs wie auch des Flusslaufs selbst soll die Artenvielfalt fördern und die Passierbarkeit für Fische verbessern. Erfüllt wird damit eine Vorgabe des Übereinkommens zum Schutz des Rheins und seiner Zuflüsse, das die Schweiz mitunterzeichnet hat. Ab 2020 sollen Wanderfische wie der Lachs im Raum Basel neben Birs und Ergolz auch die Wiese wieder besiedeln können.

Heute ist die Sohle der Wiese laut Communiqué durch Ablagerung weitestgehend wasserundurchlässig. Das Flussbett soll jedoch im Zuge der Revitalisierung teilweise aufgebrochen werden. In den aufgewerteten Bereichen ist zum Schutz des Grundwassers eine Dichtungsschicht mit einer grobkörnigen Sohle darüber vorgesehen.

Noch gibt es bezüglich des Trink- und Grundwasserschutzes offene Fragen. Diese sollen nun im Rahmen des Vorprojekts geklärt werden. Das Bauprojekt soll nach Angaben der Regierung bis Mitte 2020 vorliegen. An den Gesamtkosten von rund 35 Millionen Franken soll sich auch der Bund substantiell beteiligen.

tageswoche.ch/+udg22

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Florida

Als Spitzenköche aus aller Welt die einstige Seemannskost zur Delikatesse erklärten, gab die Suppenschildkröte fast den Löffel ab. Nun darf sie wieder Hoffnung schöpfen: US-Forscher gaben ihr neue Nester und damit eine Zukunft.

GUSTAVO STAHELIN/
REUTERS

**Sumatera**

Zart schmelzende Pralinenfüllungen, Toffees und Karamell – für all das wird Palmkernöl verwendet. Ob die Ölpalmfrucht auch unverarbeitet schmeckt? Nun ja, um diese Orang-Utan-Dame von der Plantage zu entfernen, brauchte es jedenfalls die Kraft von drei Männern.

IRSAN MULYADI/REUTERS

**Longhua**

Heutzutage schreit alles nach diesem neumodischen «thinking out of the box». Dabei ist «dreaming inside the box» nun mal viel gemütlicher.

TYRONE SIU/REUTERS





Jenin

Sollten Sie sich wieder mal allein auf weiter Flur fühlen, denken Sie daran: alles eine Frage der Perspektive. Neben diesem Reiter zum Beispiel galoppieren noch rund 50 weitere Pferde für ein Rennen durchs Westjordanland. Aber der Fotograf hat für sein Bild halt den Tunnelblick gewählt.

ABED OMAR QUSINI/
REUTERS



London

Naturspektakel in der britischen Millionenmetropole? Eigentlich klar, dass so etwas auf irgend eine Art mit Regen zu tun haben muss.

DYLAN MARTINEZ/
REUTERS



Griechenland ist vorerst raus aus der Schuldenkrise. Doch die Vorwürfe an die Adresse Deutschlands hallen nach und wärmen ein altes Klischee wieder auf.

Wie stark darf Deutschland sein?

von Georg Kreis

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

Inzwischen ist es wieder etwas ruhiger geworden. Dennoch können anti-deutsche Ressentiments bei passender und unpassender Gelegenheit wieder hochkommen. Als die Eurogruppe am 17. Juli im Verhältnis von 18:1 gegenüber Griechenland die geltenden Regeln der Währungsunion durchsetzte, wurde dieser harte Entscheid ganz und gar Deutschland und da vor allem dem deutschen Finanzminister Wolfgang Schäuble angelastet. Dies nicht ohne die Frage aufzuwerfen, ob Deutschland wieder einmal zu mächtig geworden sei.

Griechenland ist vorläufig gerettet, doch das Bild des «hässlichen Deutschen» ist wiedererstanden. Vielleicht hängen sie noch immer in Griechenland, die Bilder der Angela Merkel mit Hitler-Schnäuzchen und SS-Uniform, Wolfgang Schäuble mit Hakenkreuzen. Diese Form von Protest disqualifiziert sich selber, so sehr die Empörung, aus der er hervorgegangen ist, verständlich ist. Die heftigste Kritik kam aber, wenn man vom Aufschrei in Griechenland absieht, aus Deutschland selber. Das müsste eigentlich die Bedenken wegen unreflektierter Machtanmassung etwas relativieren.

Schäubles angebliche Härte

Deutschland ist in der Frage, wie mit der griechischen Schuldenproblematik umzugehen sei, keine kompakte Grösse: Auf der rechten Seite gibt es die Kräfte, die im Bundestag gegen das neue Hilfspaket gestimmt haben; auf der linken Seite gibt es die Stimmen, die sich für Schuldenerlass stark machen. Und in der Mitte stehen eingeklemmt die Kanzlerin Angela Merkel und die ebenfalls gespaltene SPD.

Aus dem rechten Lager liess sich Thomas Strobel, stellvertretender CDU-Vorsitzender, vernehmen: «Der Grieche hat jetzt lang genug genervt.» Aus dem linken Lager meldeten sich Joschka Fischer oder Sahra Wagen-

knecht mit dem Vorwurf, die Regierung habe dafür gesorgt, dass das alte Bild vom «hässlichen Deutschen» wieder hochgekommen sei. Das war aber keine Selbstkritik, sondern Kritik an anderen – eben Parteikritik.

Der Vorwurf, gegenüber einem EU-Mitglied uneuropäische Härte zu praktizieren, richtet sich in erster Linie gegen den deutschen Finanzminister Wolfgang Schäuble. Dieser hatte den Vorschlag eines Grexit auf Zeit in der Tasche: Griechenland solle, wenn es die harten Sparauflagen nicht erfüllen wolle, doch für fünf Jahre «von sich aus» den Euro verlassen und so einen Schulden-schnitt möglich machen, den die geltenden Regeln bei einem Verbleiben nicht zulassen. Dabei soll die EU selbstverständlich mit verschiedenen Hilfsmassnahmen Griechenland zur Seite stehen.

Der klassische Vorwurf an deutsche Adressen gilt weniger der Substanz des Entscheids als der Art der Vermittlung.

Dieser vertrauliche Plan B wurde – von wem ist unklar – in die Öffentlichkeit gespielt. Italien und Frankreich reagierten ungehalten, nicht nur wegen der B-Variante an sich, sondern wegen des deutschen Alleingangs. Widersprüchlich sind die Aussagen, ob die Kanzlerin informiert war oder nicht. Es zeigen sich in dieser Sache auch bestehende Spannungen zwischen der eher technokratisch eingestellten Runde der Finanzminister und den für die ganz hohe Politik zuständigen Akteuren (Merkel, Tusk, Juncker).

Der klassische Vorwurf an deutsche Adressen gilt bezeichnenderweise weniger der Substanz des Entscheids – was schwieriger gewe-

sen wäre – als der Art der Vermittlung. Es ist von überheblicher und belehrender Haltung die Rede. Dies nach dem bekannten Muster: Wenn einem der Inhalt Mühe bereitet, verlegt man seine Kritik gerne auf die Form.

Zur Zurückhaltung verpflichtet

Überheblich und belehrend? Wer im Namen Deutschlands auftritt, muss wegen der Last der Geschichte ständig besonders zurückhaltend sein. Normales Auftreten in sonst üblicher Bandbreite, wie man es etwa von französischen oder britischen Politikern erlebt, wird im Fall Deutschlands schnell als arrogant verurteilt. Dieser Zurückhaltungszwang ist gar nicht schlecht, muss aber nicht so weit gehen, eine falsche Haltung einzunehmen.

Deutschland hat – zusammen mit anderen – vor allem in früheren Jahren Fehler gemacht. Dies geschah aber nicht wegen zu rigorosem Auftreten. Auf Drängen Frankreichs stimmte es im Mai 2010 der Schaffung des ersten Rettungsschirms (EFSF) und im September 2012 der Schaffung eines zweiten Rettungsschirms (ESM) zu. Damit liess es die Währungsunion teils zu dem werden, was sie nach den etablierten Regeln gar nicht sein durfte, nämlich eine Transferunion mit solidarischer Haftung für Schulden souveräner Staaten. Jetzt ging es und geht es mit der wiederum härteren Haltung darum, den alten Fehler zu korrigieren. Es wäre indessen nicht das erste Mal in der Geschichte, dass man neue Fehler macht, weil man alte vermeiden will.

Wie weit das dritte Hilfspaket Griechenland tatsächlich rettet oder, wie einige sagen, «zu Tode» rettet und wie weit obendrein die 86 Milliarden Euro verlockt sind, steht auf einem anderen Blatt. Deutschland hat oder hätte das aber nicht allein zu verantworten. Der ehemalige griechische Finanzminister Varoufakis, der im deutschen Finanzminister Schäuble offensichtlich den Hauptkon-



Finanzminister Wolfgang Schäuble gilt Kritikern der Austeritätspolitik als Inbegriff des «Hässlichen Deutschen».

FOTO: KEYSTONE

trahenten hatte, tat die 17 Eurostaaten (neben Griechenland und Deutschland) als gefügige Statisten auf der von Schäuble geschaffenen Spielwiese ab. Insbesondere Finnland, Holland, Belgien, Österreich seien bloss Satelliten eines vierten Reichs. Die Eurogruppen-Mitglieder waren und sind aber keineswegs zu blindem Gehorsam verpflichtet; in der Mitverantwortung stehen sie jedenfalls alle in gleicher Weise.

Deutschland hat eine gewisse Sonderposition im Verein der 28 grundsätzlich gleichgestellten EU-Mitglieder. Die Einbindung des deutschen – zunächst auch nur westdeutschen – Potenzials war von Anfang an ein zentrales Motiv des europäischen Vergemeinschaftungsprojekts. Naheliegenderweise waren die nichtdeutschen Europäer, und da in erster Linie der französische Nachbar, an dieser sichernden Einbindung besonders interessiert. Es war aber auch stets Deutschland selber, das diese Einbindung im Sinne eines Zwangs zur Selbstbegrenzung wünschte.

Kredite gegen Reformen

In verpflichtender Kooperation konnte man bedenkenloser stark sein denn als völlig souveräner Nationalstaat. In zwei bekannten Bildern ausgedrückt: Als riesiger Gulliver kann man die von andern angelegten Stricke leicht zerreißen, als Odysseus dagegen lässt man sich freiwillig an den Mast binden, um nicht den Sirenenklängen (in diesem Fall der ungebändigten Machtpolitik) zu erliegen.

Die unzufriedenen Reaktionen auf den Umgang mit Griechenland zeigten eine Ungehaltenheit gegenüber Deutschland als dem herrischen Hegemon. Aber nicht nur. Es war auch Enttäuschung gegenüber dem europäischen Gemeinschaftsprojekt an sich, die da zum Ausdruck kam. Diese Reaktion beruht aber auf einem Missverständnis und offenbart eine neue Variante der Tendenz, «Europa» als Projektionsfläche für negative Gefühle zu verwenden.

Europa ist vielen Idealen verpflichtet, es darf und muss sich in Kreditfragen aber verhalten, wie es Gläubiger eben tun.

Europa ist, wie jeder Staat oder jedes staatsähnliche Konstrukt, keine grenzenlose Spenderin milder Gaben. Gewiss waren die beiden hauptsächlichen Zweckbestimmungen der Gemeinschaft von Anfang an: Friedenssicherung und Wohlstandshebung. Man ging davon aus, dass man eine Schicksalsgemeinschaft bilde und es von allgemeinem Interesse sei, dass schwächere Regionen unterstützt würden. Darum die Ausgleichszahlungen und unterschiedlichen Beitragsleistungen an den gemeinsamen Haushalt – ähnlich wie in der Schweiz.

Dazu gehört aber nicht kollektive Haftung für Schulden von Bundesmitgliedern, die zugleich gerne Souveränität beanspruchen. Auch hier verhält es sich gleich wie in der Schweiz: Obwohl mit der bundesstaatlichen Struktur die Integration noch weiter fortgeschritten ist als in der EU, käme niemand auf die Idee, dass Bürgerinnen und Bürger eines Kantons für Schulden anderer Kantone aufkommen müssten.

Europa ist zwar vielen Idealen verpflichtet, es darf und muss sich in Kreditfragen aber verhalten, wie es Gläubiger eben tun: zunächst auf eine Rückzahlung pochen und, wenn das zu nichts führt, Abschreibungen vornehmen. Das Beharren läuft nach dem Muster: Kredite gegen Reformen, wobei die Reformen so bemessen sein sollen, dass sie dem Schuldner im allseitigen Interesse ermöglichen, wieder auf die berühmten grünen Zweige zu kommen.

Auch in der Schweiz – zuweilen sogar speziell in der deutschen Schweiz – gibt es antideutsche Ressentiments. Diese sind aber gepaart mit der starken Erwartung, dass der mächtige Nachbar sich in der EU für den schweizerischen Standpunkt einsetze. Dann ist deutsche Stärke sehr willkommen. Nicht aber, wenn sie sich in Fragen etwa des Bankgeheimnisses oder der Anflüge in Kloten bemerkbar macht. Diese Ambivalenz dürfte sich in Kommentaren zum Besuch der Kanzlerin Merkel erneut gezeigt haben.

tageswoche.ch/+gzwam

×

Der Berner Rechtsphilosoph Martino Mona über das Recht auf Migration, Rassismus im Netz und Politiker, die die Kontrolle verloren haben.

«Ich habe nichts dafür geleistet, dass ich in der Schweiz geboren wurde»

von Renato Beck

Nicht die Lust an der Provokation ist es, die Martino Mona antreibt, sondern sein Sinn für Gerechtigkeit. Das behauptet der Berner Rechtsphilosoph jedenfalls, wenn er ein Recht auf freie Migration fordert. Mona, der unter anderem in Oxford und Paris Philosophie und in Bern und Basel Rechtswissenschaften studiert hat, glaubt, dass sich die Schweiz selber beschädigt, wenn sie sich mit allen Mitteln verschliesst, und die Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen, durch «Egoismus und banale Niedertracht erodiert».

Herr Mona, ist die Schweiz ein niederträchtiges Land?

Die Schweizer sind nicht niederträchtig. Aber es gibt Personen, die gewisse Ängste manipulieren und instrumentalisieren. Ich würde das Bild des Bauernfängers benutzen.

Jedenfalls wird die Asylpolitik immer bizarrer. Die neusten Forderungen

stammen von der CVP, die Flüchtlinge zu Fronarbeit zwingen will.

Nennen wir es beim Namen: Die CVP verlangt die Einführung einer modernen Form der Sklaverei. Die Hysterie hat erschreckende Ausmasse angenommen. Das kommt daher, dass sich aus dem emotionalen Thema leicht politisches Kapital schlagen lässt. Leider haben teilweise auch die Medien diese Hysterie gefördert, indem sie etwa den ganzen Sommer aus irgendwelchen Dörfern berichteten und etwas weltfremde Menschen ausfindig machten, die Angst vor Asylzentren haben. Mich hat das an Urwaldforscher auf Studienreisen erinnert. Ein Run auf die noch verrücktere Story, das seltsamste Menschenbild, die durchgedrehteste Anwohnerin.

Das ganze Land scheint in Panik gefallen zu sein aufgrund von ein paar Tausend Flüchtlingen und deren Unterkünften.

Diese Realität wird konstruiert. Mit den Fakten hat das aber nichts zu tun. «L'Hebdo» hat die Ergebnisse einer breit angelegten Umfrage veröffentlicht, in der gefragt wurde, was man davon halten würde, wenn in der Nachbarschaft eine Asylunterkunft eröffnet würde. Über 54 Prozent der Befragten empfanden das als problemlos. Weniger als 20 Prozent wären ganz dagegen. Das entspricht etwa jenem rechtsnationalen bis fremdenfeindlichen Bevölkerungsteil, den es immer gibt. Aber das Bedenkliche ist, dass die Umfrage fast keine Resonanz fand, weil sie nicht zur Wirklichkeit passt, die man konstruiert hat: dass die Schweizer wegen der Flüchtlinge in Panik geraten sind.

Sie werfen Politikern vor, die Bevölkerung zu manipulieren. Diese würden entgegen: Wir nehmen die Sorgen der Leute ernst.

Ein Politiker, der sich so ausdrückt, behandelt diese Menschen wie unverständige



«Irgendwann wird man realisieren, dass man in der heutigen Migrationspolitik einen grundlegenden Fehler macht.»

FOTO: FABIAN UNTERNÄHRER

und schutzbedürftige Kinder. Er degradiert sie. Der klassische Fall vom Herrscher, der so tut, als würden ihn die Ängste der Leute etwas angehen. Überhaupt wollen viele nur, dass man sie in ihren Ängsten und ihren Vorurteilen bestätigt, dass man ihnen recht gibt. Ein Politiker muss solche Ängste nicht ernst nehmen, sondern die Diskussion versachlichen. Er muss die Leute mit den Fakten konfrontieren, nur so nimmt er sie als vernünftige, erwachsene Menschen ernst.

Wer so argumentiert, gilt als volksnah und fürsorglich.

Das ist das Problem. Denn eigentlich ist es eine herablassende Geste. Viel ehrlicher und respektvoller wäre es zu sagen: Schauen wir die Sache mal an, reflektieren wir gemeinsam, was sind die Fakten. Und bei Flüchtlingszahlen, die nicht mal ein Prozent der Bevölkerung erreichen, sind Sorgen und Ängste schlicht und ergreifend nicht nachvollziehbar. Ein bisschen weniger Selbstbemitleidung und mehr Selbstbewusstsein würde sicher guttun. Die einzigen Sorgen und Ängste, die wir in dieser Situation ernst nehmen müssen, sind diejenigen der notleidenden Flüchtlinge.

Die Ablehnung des Fremden hat aber messbar zugenommen. Abstimmungen wie jene zur Ausschaffungs-Initiative wurden mit satten Mehrheiten angenommen.

Die Annahme der Ausschaffungs-Initiative hatte verschiedene Gründe. Fremdenfeindlichkeit war nur einer davon. Dazu kam ein Unbehagen mit der Kriminalpolitik, mit Verbrechenstrafen und der Justiz. Als es wirklich darum ging, Ausländer aus dem Land zu werfen, etwa bei der Ecopop-Initiative, lagen wir bei 26 Prozent Zustimmung. Diesen Sockel an Fremdenfeindlichkeit hat jede Gesellschaft, das ist heute schon fast eine gesellschaftliche Konstante.

«Die einzigen Sorgen und Ängste, die wir ernst nehmen müssen, sind jene der notleidenden Flüchtlinge.»

Die Fremdenfeindlichkeit hat in der Schweiz nicht zugenommen?

Fremdenfeindlichkeit lässt sich nicht genau messen. Interessanter ist der Umgang der Politik mit latenten Ängsten vor dem Fremden. Schauen Sie sich die Schwarzenbach-Initiative von 1970 an. Die passierte zu einer Zeit, die heute übrigens glorifiziert wird. Heute heisst es, die damaligen Ausländer, meistens Italiener, seien so gewesen wie wir und deren Integration sei problemlos abgelaufen. Damals galten sie aber in breiten Kreisen als «artfremdes Gewächs», und sie waren in der Öffentlichkeit unerwünscht. Hunderttausende Italiener hätten ausgewiesen werden müssen, wenn der Ja-Anteil nur vier Prozent höher gelegen hätte. Viele Schweizer hatten damals Ängste we-

gen der Überfremdung durch Italiener. Und damals wie heute wurden diese Ängste von populistischen Politikern manipuliert und instrumentalisiert. Man kann aus Fehlern der Vergangenheit lernen und bestehende Vorurteile hinterfragen oder eben nicht.

«Es ist sehr erbärmlich, dass es so viele Tote direkt vor unserer Haustür brauchte, aber das Umdenken findet statt.»

Die Vergangenheit wird geschönt, um sagen zu können: So schlimm wie heute war es noch nie?

Genau. Rückblickend gilt heute sogar die Bewältigung der Kosovokrise als musterhaft. Klar haben wir damals über 200 000 Flüchtlinge aufgenommen, heisst es, aber die seien als Europäer ja aus einem ähnlichen Kulturkreis gekommen. Das konnten wir sehr gut bewältigen. Heute können wir unmöglich so viele aufnehmen, die kommen ja aus Afrika, dem Mittleren Osten. Dass auch damals Asylbewerberheime angezündet wurden und Neonazis durch die Strassen marschierten, wird ausgeblendet. Was schon vorbei ist, wird idealisiert. Die Botschaft soll lauten: Damals hatten wir es im Griff, doch heute ist alles ausser Kontrolle, weil wir nicht mehr hart genug sind, weil wir die Grenzen geöffnet haben. Eine faktische Grundlage hat diese Behauptung nicht. Seit damals hat die Schweiz ihr Asyl- und Ausländergesetz mehrfach verschärft. Das Resultat ist ein groteskes System von Verboten, Strafen und Hindernissen, das Eigenverantwortung und Freiheit zerstört. Ein Paradebeispiel für aufgeblähte Staatsbürokratie. Und alles für ein an sich völlig natürliches Phänomen, die Migration von Individuen, das mit den üblichen möglichst minimalen Verwaltungsprozessen geregelt werden könnte.

Seit Wochen laufen Horrorbilder von Flüchtlingen im Mittelmeer und Mazedonien über die Bildschirme. Haben Sie gehofft, die Bilder könnten ein Umdenken auslösen?

Das Umdenken findet statt. Es ist sehr erbärmlich, dass es so viele Tote direkt vor unserer Haustür brauchte, aber das Umdenken findet statt. Es wird aber noch nicht genügend abgebildet. Viele sind bereit, viel mehr Flüchtlinge aufzunehmen, allein aus Gründen der Menschlichkeit. Wenn 54 Prozent der befragten Leute nichts gegen ein Asylbewerberheim in ihrer Nachbarschaft einzuwenden haben, ist das viel aussagekräftiger als Anekdoten von irgendwelchen Schweizern in Chiasso, die gerade wegen ein paar Dutzend Eritreern ausfliegen. Dass es heute eine Partei gibt, welche zur Abschreckung potenzieller Flüchtlinge die Einführung einer modernen Form der Sklaverei verlangen kann, ist sehr gravierend. Diese Politiker haben die Kontrolle

über das Rad, an dem sie ständig drehen, komplett verloren.

In ganz Europa werden die Gesetze verschärft. Grossbritannien will Hausbesitzer mit bis zu fünf Jahren Gefängnis bestrafen, die an illegale Einwanderer eine Wohnung vermieten. Wer kann diese Entwicklung noch stoppen und das Rad anhalten?

Das wird letztlich anhalten, so wie andere Formen der Demagogie und der Unterdrückung gestoppt wurden. Da müssen und können wir optimistisch sein. Die momentanen Blockaden und populistischen Rückfälle sind als unnötiger Aufschub des letztlich doch stattfindenden Fortschritts hin zu mehr Freiheit zwar unerfreulich, sollten uns aber nicht entmutigen: Jede Form von Ungerechtigkeit hat ein Verfallsdatum. Es müssen genügend Stimmen da sein, die eine sachliche und grundsätzliche Diskussion führen. Es braucht eine ständige Gegenbewegung. Irgendwann wird man realisieren, dass man in der heutigen Migrationspolitik einen grundlegenden Fehler macht.

«Wir nehmen die Rolle von aristokratischen Landbesitzern ein, die ihre Privilegien für gottgegeben hielten.»

Was für einen Fehler?

Die Fehlvorstellung, dass man es bei der Migration mit einem illegalen Verhalten zu tun hat. Man wird zurückkehren zum Grundsatz, dass der Mensch ein Recht darauf hat zu migrieren, ein Recht auf Bewegungsfreiheit. Nicht allein aus Idealismus, sondern weil die ganze Abschreckungspolitik und Bürokratisierung die Situation erst eskalieren lässt. Die echten und vermeintlichen Probleme, die wir heute haben, Einheimische, die in hysterische Panik geraten, die Volkshetze, Flüchtlinge, die elendig sterben, mafiöse Schlepperbanden, sind durch die repressive Bürokratisierung der Migration entstanden. Ein Phänomen, das ganz natürlich ist und in einer modernen Rechtsordnung ohnehin stattfindet. Die Hoffnung auf Freiheit und Frieden und das Streben nach dem eigenen Glück sind letztlich immer stärker als Verbote, ja selbst stärker als die Angst vor dem Tod. Man wird auch erkennen, dass sich höchstens ausgeprägt totalitäre Regimes von Flüchtlingen und Migranten abschotten können. Das stellt uns vor die Wahl, selber ein totalitäres System zu installieren und damit auch unsere eigenen Freiheiten zu opfern, oder damit aufzuhören. Gerade auch die Politiker, die sich «Freiheit» auf ihre Fahnen schreiben, sollten das ohne Weiteres einsehen können.

Sie fordern also ein Recht auf Einwanderung?

Ja, wir müssen vor allem die Beweislast umdrehen. Grundsätzlich hat jeder das

Recht, an den Ort seiner Wahl zu migrieren. Der Staat soll ausnahmsweise ein Verfahren eröffnen dürfen, um dieses Recht einzuschränken. Er trägt dann aber die Beweislast und muss darlegen, warum das Recht im Einzelfall eingeschränkt werden darf. Genauso wie das heute in der Schweiz für andere vergleichbare Rechtsbereiche gilt. All die Absurditäten der Flüchtlingspolitik, von der Unterbringung in gesonderten Zentren, den Zäunen und Hindernissen, den Repressionen, verursachen nicht nur Leid, sie schüren die Ängste bei der aufnehmenden Bevölkerung. Warum sollte etwas unterdrückt werden, wenn es nicht brandgefährlich ist? Diese Ängste würden weitgehend verschwinden, wenn wir Migration als einen Akt verstehen, bei dem Menschen ihre Freiheit im Rahmen einer Gesetzesordnung wahrnehmen, genauso wie wir das auch tun.

Die Kriminalisierung der Migration hat aber starke Argumente. Nur dadurch lasse sich unser Wohlstand bewahren.

Das ist reiner Privilegienschutz, vergleichbar mit einem Feudalsystem. Wir nehmen heute die Rolle von aristokratischen Landbesitzern ein, die ihre Privilegien für gottgegeben hielten. Auch diese Privilegien wurden irgendwann abgebaut, letztlich zum Vorteil aller.

Wie soll unser Sozialstaat eine freie Migration aushalten? Wie kann der Arbeitsmarkt das verkraften?

Man kann unser heutiges Sozialsystem nicht eins zu eins auf eines mit einem Recht auf Einwanderung übertragen. Das funktioniert nicht. Erst wenn man Menschen daran hindert, ihr Glück zu erarbeiten, drängt man sie in den Sozialstaat. Wer arbeiten will, soll das können.

Sie nehmen einen Verdrängungseffekt auf dem Arbeitsmarkt in Kauf?

Ja, teilweise. Aus dem einfachen Grund, weil keiner ein Vorrecht hat, nicht verdrängt zu werden. Landbesitzer nicht gegenüber einfachen Bürgern, Männer nicht gegenüber Frauen, Einheimische nicht gegenüber Ausländern. Auch dieses Privileg muss hinterfragt werden. Ich habe nichts dafür geleistet, dass ich in der Schweiz geboren wurde und damit vom Wohlstand und dem funktionierenden Arbeitsmarkt profitiere, es ist reiner Zufall. Genauso wenig wie der Sohn eines Fürsten etwas geleistet hat für die Ländereien, die er geerbt hat. Zufälligkeiten sollen nicht verstetigt werden. Privilegien muss man durch Leistung bestätigen, sonst soll man sie verlieren können. Wird das durch übermässige staatliche Intervention blockiert, wie es zurzeit in der Migrationspolitik der

Fall ist, stört man die wichtigste Dynamik der Entwicklung der Zivilisation: das eigene Streben nach Glück.

Würde eine freie Migration nicht faktisch zur Abschaffung des Nationalstaats führen?

Das glaube ich nicht. Der Nationalstaat ist das Organ, das die Gesetze macht. Es braucht eine Organisationseinheit, die dafür sorgt, dass es für Menschen attraktiv ist, hier ihr Glück zu suchen. Die Verhinderung von Freiheiten und individuellen Rechten stellt die viel grössere Gefahr für unseren Staat dar als ein paar Tausend Flüchtlinge, die hierher kommen wollen. Ein Land ist ja nicht nur ein geografisches Gebilde, sondern ein ideelles, eines der gemeinsamen Werte. Aber unser Selbstbild als freiheitliches, dem einzelnen Menschen und dem Recht verpflichtetes Land erodiert gerade massiv, unsere Grundwerte bröckeln. Nicht weil Migration stattfindet, sondern weil wir in exzessiver und freiheitsgefährdender Weise darauf reagieren.

Gegen die Öffnung der Grenzen werden auch Sicherheitsbedenken angeführt.

Wir haben heute mithin eine Migration, welche die Gefahr des islamistischen Terrorismus mit sich trägt. Das lässt sich nicht negieren. Aber Terrorismus funktioniert nur, solange man sich terrorisieren lässt. Terror-

ANZEIGE

Tages
Woche

Mittendrin: Ab nach Bern

**Gäste: Silvia Schenker (SP)
Sebastian Frehner (SVP)
Daniel Stolz (FDP)
Sibel Arslan (BastA!) und
Christoph Eymann (LDP)**

**Moderation: Andreas Schwald
(TagesWoche)**

Donnerstag
17. September 2015
Ab 19.00 Uhr
Volkshaus Basel

VOLKSHAUS
BASEL
SEIT 1845

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Hänni, Rolf Cesar, von Köniz/BE, 20.01.1938–30.08.2015, Spitzwaldstrasse 209, Allschwil, Trauerfeier: Mittwoch, 09.09., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Wölflin-Vögelin, Heidi, von Schangnau/BE, 20.10.1937–28.08.2015, Burggartenweg 12, Allschwil, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Zepf-Buxtorf, Peter Max, von Basel/BS, 01.02.1926–01.09.2015, Obereckweg 12, Allschwil, Trauerfeier: Freitag, 11.09., 14.00 Uhr. Besammlung in der Pauluskirche, Basel. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Arlesheim

Honegger, Ernst, von Hinwil/ZH, 19.06.1931–29.08.2015, Blumenweg 21, Arlesheim, Trauerfeier: Freitag, 04.09., 13.00 Uhr, Dom Arlesheim, anschliessend Bestattung auf dem Friedhof Bromhübel.

Hummel, Paul Adolf, aus Österreich, 20.10.1924–29.08.2015, Hollenweg 62, Arlesheim, Trauerfeier findet in Tschechien statt.

Jordi-Wyss, Elsbeth Susanne, von Huttwil/BE, 02.11.1940–30.08.2015, Ermitagestr. 4, Stiftung Landruhe, Arlesheim, Trauerfeier: Montag, 07.09., 14.00 Uhr, ref. Kirche Arlesheim.

Basel

Clot-Elsbacher, Germana Antonia, von Curtilles/VD, 21.03.1926–23.08.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Cordazzo-Rau, Lea Edith, von Basel/BS, 20.12.1937–21.08.2015, Lehenmattstr. 244, Basel, wurde bestattet.

Eberli-Schmid, Hedwig, von Basel/BS, 19.02.1915–22.08.2015, Sternengasse 27, Basel, wurde bestattet.

Fischer, Ottilie, von Triengen/LU, 02.09.1926–18.08.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Geissmann-Regli, Rolf, von Hagglingen/AG, 30.04.1935–29.08.2015, Rheinfelderstr. 43, Basel, Trauerfeier: Freitag, 11.09., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Grosjean-Vallélian, Laurence, von Plagne/BE, La Chaux-de-Fonds/NE, 08.12.1927–29.08.2015, St. Jakobs-Str. 201, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 08.09., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Grüb, Daniel, von Reinach/BL, 14.09.1968–18.08.2015, Bernerring 71, Basel, wurde bestattet.

Hägeli-Huber, Anna, von Basel/BS, 07.08.1924–26.08.2015, Lehenmattstr. 320, Basel, Urnenbeisetzung: Freitag, 04.09., 14.40 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hardmeier, Johannes Rudolf, von Küsnacht/ZH, 18.03.1944–25.08.2015, Erlenstr. 47, Basel, Trauerfeier: Montag, 07.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hügi-Schaub, Erika, von Basel/BS, 13.07.1927–15.08.2015, Wettsteinallee 109, Basel, wurde bestattet.

Keller-Denz, Doris, von Basel/BS, 27.11.1930–23.08.2015, Rebgasse 43, Basel, wurde bestattet.

Kneubühler-Bodenmann, Yvonne, von Kirchberg/SG, 24.08.1944–23.08.2015, Horburgstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Leonardi-Tobler, Bertha Adele, von Bedretto/TI, 04.05.1920–30.08.2015,

Bruderholzstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Leugger Gut, Agnes, von Basel/BS, Glattfelden/ZH, 20.10.1956–24.08.2015, Metzgerstr. 65, Basel, Trauerfeier: Montag, 07.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Marelli-Girot, Bernadette Marie, von Basel BS, 16.07.1924–25.08.2015, Falkensteinerstr. 30, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 08.09., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Müller-Vidic, Hans Peter, von Unterkulm/AG, 17.04.1944–30.08.2015, Frobenstr. 42, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 09.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Mutz-Martin, Eveline, von Basel/BS, 29.03.1933–03.08.2015, Bruderholzstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Myska Felix, Bärbel, von Braunau/TG, Pratteln/BL, 10.08.1955–30.08.2015, Birkenstr. 32, Basel, Trauerfeier: Freitag, 04.09., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Streuli-Rodriguez, Dieter, von Zürich/ZH, 22.03.1951–22.08.2015, St. Alban-Tal 46, Basel, wurde bestattet.

Stricker, Anna Barbara, von Riehen/BS, 09.03.1933–25.08.2015, Mittlere Str. 15, Basel, Trauerfeier: Montag, 07.09., 15.00 Uhr, Dorfkirche Riehen.

Strubl-Käslin, Louise, von Basel/BS, 20.12.1924–24.08.2015, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Sutter, Erika Emma, von Basel/BS, 14.06.1917–20.08.2015, Bachlettenstr. 31, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 09.09., 14.00 Uhr, Leonhardskirche.

Waldis Wolgensinger, Hedy Annemarie, von Luzern/LU, Weggis/LU, 17.11.1936–27.08.2015, Sperrstr. 89, Basel, Trauerfeier: Freitag, 04.09., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Wyler-Wormser, Elisabeth, von Basel/

BS, 01.02.1929–25.08.2015, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Zacone-Santo, Maria Pia, aus Italien, 27.03.1942–29.08.2015, Hegenheimerstr. 266, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 08.09., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Birsfelden

Frech-Bracher, Dorli, von Rothenfluh/BL, 03.03.1930–29.08.2015, Muttenzerstr. 16, Birsfelden, Abdankung: Mittwoch, 09.09., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Lausen

Frey, Margerita, von Buttwil/AG, 06.06.1920–12.08.2015, (wohnhaft gewesen in Liestal, APH Frenkenbündten), Lausen, Bestattung: Mittwoch, 09.09., 14.00 Uhr, Friedhof Lausen, Besammlung Friedhofhalle.

Muttenz

Hakios-Essig, Ruth, von Muttenz/BL, Basel/BS, Thayngen/SH, 27.03.1927–02.09.2015, Reichensteinerstr. 55, APH Käppeli, Muttenz, Trauerfeier und Bestattung im engsten Familienkreis.

Marchand-Inderbützlin, Margot, von Fleurier (Val-de-Travers)/NE, Sonvillier/BE, 05.07.1945–21.08.2015, (Aufenthalt in Liestal, Bienentalstr. 7), Muttenz, Urnenbeisetzung: Mittwoch, 09.09., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz.

Pratteln

Flubacher-Globacnik, Angela, von Basel/BS, 10.05.1935–16.08.2015, (wohnhaft gewesen in Liestal, APH Brunnmatt), Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Freundeskreis.

Wegmann, Paul Heinrich, von Wängi/TG, 05.09.1926–01.09.2015, Grossmattstr. 66, Pratteln, Abdankung: Freitag, 11.09., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Willi, Albert Casimir, von Pratteln/BL, Mosen/LU, 15.01.1944–28.08.2015, Hofacherweg 1, Pratteln, Abdankung: Dienstag, 08.09., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Reinach

Güntensperger-Chlebicka, Lidia, von Reinach/BL, Eschenbach/SG, 21.02.1927–02.09.2015, Therwilerstr. 12, Reinach, Trauerfeier und Erdbestattung: Mittwoch, 09.09., 10.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Kiefer-Schneider, Carmen, von Basel/BS, 28.12.1940–19.08.2015, Reichensteinerstr. 19, Reinach, Trauerfeier und Erdbestattung: Dienstag, 08.09., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Fiechter-Weigand, René Alfred, von Riehen/BS, 15.07.1935–30.08.2015, In den Neumatten 57, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Ivankovic-Roth, Mihovil, von Riehen/BS, 04.05.1937–30.08.2015, Inzlingerstr. 50, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Münster-Leuthardt, Yvonne Isabelle, von Basel/BS, 08.05.1938–22.08.2015, In den Neumatten 51, Riehen, wurde bestattet.

Stappacher-Schwob, Ursula, von Basel/BS, 29.06.1945–27.08.2015, Grenzacherweg 117, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 04.09., 15.00 Uhr, Dorfkirche Riehen.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

risten wollen gewisse Kulturwerte aufeinanderprallen lassen und so einen moralischen Sieg herausholen. In einem militärischen Sinne können sie nicht gewinnen. Darauf sind sie auch nicht ausgerichtet. Sie gewinnen aber, wenn sie bei uns eine Werteveränderung herbeiführen, wenn wir neue radikale Abschreckungsmassnahmen beschliessen, wenn wir uns von den Werten der Freiheit und der Gerechtigkeit abwenden, die sie hassen, wenn wir letztlich so werden wie sie. Die Gefahr ist wie bei der Migration nicht der Terrorismus an sich, sondern die rechtsstaatlich höchst fragwürdige Reaktion darauf.

Nicht nur bei Migration und Terrorismus führt eine Hysterie zu Gesetzesänderungen. Wir haben auch gesonderte Gesetze gegen Raser und Pädophile oder kriminelle Ausländer...

Tendenziell gegen Gruppen, die man möglichst gut definieren kann. Sobald man kategorisieren und schubladisieren kann, werden die Gesetze hemmungslos. Bei den Ausländergesetzen ist das am augenscheinlichsten. «Ausländer» ist das Kriterium, das kein Schweizer jemals erfüllen wird. Deshalb ist repressive Gesetzgebung gegen Ausländer automatisch hemmungsloser, weil die Autokontrolle fehlt.

«Die Vorstellung, dass hundert Online-Kommentare die politische Realität abbilden, ist grotesk.»

Was halten Sie von den Spezialgesetzen?

Der Gesetzgeber muss differenzieren können, das ist wichtig und zulässig. Aber es braucht ein Korrektiv. Ich kann ein Gesetz machen, das Pitbull-Besitzer zu einer Bewiligungspflicht zwingt. Aber ich muss mir dabei die Frage stellen, ob ich das auch in Ordnung fände, wenn ich selber einen Pitbull besäse. Ich muss ein Gesetz auch auf mich anwenden wollen. In der Debatte um die Rasergesetze merkten die Leute, dass nicht nur junge Männer vom Balkan davon betroffen sein könnten, sondern auch sie selber. Dann war in den Online-Kommentaren plötzlich nichts mehr davon zu lesen, dass man diese Raser doch einfach alle an die Wand stellen sollte. Während es weitgehend gelungen ist, ein Gefühl des Gemeinsinns zu schaffen im Hinblick auf die Bedürfnisse von einheimischen Gruppen, wird die Migrationspolitik dominiert von der Unterscheidung in «Wir» und «Andere». Das Resultat ist eine selektive Gesetzgebung, die jegliches Mass verloren hat, weil sie nicht «uns» betrifft, sondern nur andere Menschen, die wir selber nie sein werden und zu denen wir oft kaum einen Bezug haben.

Online-Foren scheinen auch ihren Teil zur hysterischen Stimmung gegen Flüchtlinge beizutragen.



«Wer Fanatikern eine Plattform bietet, öffnet die Büchse der Pandora.»

FOTO: FABIAN UNTERNÄHRER

Was in diesen Online-Foren geschieht ist phänomenal. Wie da eine gesellschaftliche Realität geschaffen wird über ein paar Kommentare, ist unglaublich. Eine fiktive Realität, an der viele Menschen aber naturgemäss ihre eigenen Entscheidungen und ihr Verhalten ausrichten. Intuitiv liegt es auf der Hand und von mehreren Studien wurde es bestätigt: Der Inhalt der Kommentare beeinflusst die Meinung, die man sich über den Inhalt des Artikels bildet. Für viele ist es viel aussagekräftiger und relevanter, was die «Schweizer» in den Kommentaren so meinen, als was irgendein Journalist schreibt. Die journalistische Arbeit wird durch die Kommentare unterwandert. Weshalb so viele Medien das noch zulassen, ist für mich rätselhaft. Es ist auch klar, dass sich gewisse Leute dort tummeln, aber die Mehrheit draussen bleibt. Ich stell mir da vor allem Leute vor, die in einer gesellschaftlichen Runde oft schräg angeschaut werden, wenn sie etwas sagen – und das zu Recht. Anonym können sie ihre Ansichten dann aber problemlos im Forum platzieren und mit Gleichgesinnten teilen. Die Vorstellung, dass hundert Kommentare und ein paar hundert Likes die politische Realität abbilden, ist natürlich grotesk, aber eben auch sehr verführerisch.

Die Kommentare verzerren das Bild der Flüchtlingskrise?

Sie sind Teil des Phänomens einer konstruierten Wirklichkeit, um die sich dann die irre gewordene Politik dreht. In mehreren Ländern haben viele Medien die anonymen Kommentarforen schon lange abgeschafft und durch nicht-anonyme Formen der Beteiligung an der Meinungsbildung ersetzt, das müsste man in der Schweiz auch tun. Wer Fanatikern eine Plattform bietet,

gegen Asylbewerberheime zu pöbeln, öffnet die Büchse der Pandora. Die Berichterstattung muss viel vorsichtiger werden, weil die Stimmung emotional rasch kippen kann und viele Menschen dann nicht mehr zurückzuholen sind. Mittlerweile sind schon zu viele überzeugt von ihrer Abwehrhaltung, dass sie selbst angesichts der Tausenden von Toten die menschliche Reaktion des Mitleids abwürgen können. Kein Bild, keine Schilderung der Tragödie holt sie mehr zurück. Die anerkanntermassen illusorische Forderung, man solle doch viel besser «vor Ort» helfen, ist dann ein netter und schmerzloser Ausweg, um angesichts der Tragödien nicht sagen zu müssen, wir wollen diese Flüchtlinge trotzdem nicht bei uns.

Das ist das Schockierende...

Sehr erschreckend, in der Tat. An dieser Entmenschlichung zerbrechen Staaten. Fast jede unserer Legenden, Kulturgüter wie die Bibel, viele Geschichten, viele Filme, haben das Ziel, den Menschen Mitgefühl zu lehren, Solidarität vor allem mit den Schwächeren zu demonstrieren. Der Held ist derjenige, der sich aufopfert, der sich in die Lage des anderen versetzt, der nicht egoistisch denkt, sondern sich auch für den anderen einsetzt. Warum ist das so? Weil die Menschheit realisiert hat, dass das zum Fundament einer lebenswerten Gesellschaft gehört. Und wir sollten nicht vergessen, dass der mächtigste Akt der Solidarität nicht in der blossen Hilfeleistung besteht, sondern in der möglichst weitreichenden Gewährung von Freiheiten auch für die anderen. Auf den Punkt gebracht hat das Abraham Lincoln: Wer anderen Freiheit vorenthält, hat sie selber nicht verdient.

tageswoche.ch/+bjsby

×

Es gibt viele Wege, etwas für Flüchtlinge zu tun: Unsere Liste mit regionalen Projekten hilft Ihnen, wenn Sie helfen wollen.

von Thom Nagy

So einfach können Sie Flüchtlingen helfen



Das Elend der Flüchtlinge bewegt – und auch Sie können etwas tun.

FOTO: REUTERS

Aufgrund der aktuellen Intensität der Berichterstattung über Flüchtlingsströme und der bedrückenden Bilder fragen sich viele Einheimische, wie sie den Neankömmlingen schnell und unkompliziert helfen können. Hilfswerke freuen sich über dieses Interesse, betonen im Gespräch aber auch, dass kein übertriebener Aktivismus angebracht sei. Die Situation in der Schweiz sei im Vergleich mit anderen Ländern Europas relativ entspannt.

Wichtig sei vielmehr das langfristige politische Engagement in Fragen der Asylgesetzgebung und der Entwicklungs-

zusammenarbeit. Nur so liesse sich die Lage nachhaltig verbessern.

Wer sich trotzdem unmittelbar für Migrantinnen und Migranten engagieren will, findet in der Region verschiedene Projekte, die das ermöglichen:

1 Spenden mit Charity-Konzerten
Im Rahmen von «Get Up Off Your Butt» engagiert sich die Basler Band-Szene «für eine Organisation, die gezielt Flüchtlingshilfe leisten kann, wo die Situation für die Menschen seit Wochen unhaltbar ist». 11 interessierte Bands und 30 Helfer (Grafiker, Promoter, Booking

Agenturen, Fotografen, Labels, Privatpersonen) ziehen bereits mit. Weitere sind herzlich willkommen.

• facebook.com/getupoffyourbutt

2 Ein wenig Zeit schenken
Das Projekt «mitten unter uns» des SRK Baselland knüpft Freundschaften zwischen Menschen unterschiedlichen Alters und verschiedener Herkunft. Werden Sie für zirka zwei Stunden pro Woche oder pro zwei Wochen zum «Wahlgotti», zum «Wahlgötti» oder zu «Wahlgrosseltern» für ein fremdsprachiges Kind. Oder begleiten Sie eine erwachsene Migrantin oder einen erwachsenen Migranten.

• srk-baselland.ch

3 Eine Gemeinschaft schaffen
Mit Da-Sein möchte die Offene Kirche Elisabethen einen Rahmen schaffen, der Asylsuchenden die Möglichkeit bietet, in Basel anzukommen, gemeinsam mit anderen Menschen ein Stück Leben im Jahreszyklus zu gestalten und so Energie und Hoffnung für den weiteren Weg zu sammeln. Gemeinsam Musik machen, Jahreszeiten-Feste organisieren und Brot backen sind einige der Aktivitäten, die hier unternommen werden.

• offenekirche.ch

4 Fachwissen einbringen
Wer juristisches Know-how mit sich bringt, kann sich bei der Beratungsstelle für Asylsuchende der Region Basel melden. Diese Organisation hilft Asylsuchenden mit 3 Vollzeitstellen und 12 Freiwilligen, sich in den komplexen asylrechtlichen Rahmenbedingungen zu rechtzufinden.

• bas-basel.ch

5 Freude vermitteln
Eine einfache Variante, sich für Flüchtlinge zu engagieren, ist, einem Asylzentrum seine Zeit anzubieten, wie eine Leserin bei watson.ch schreibt. Die meisten Heimleiter werden begeistert sein. Zum Beispiel kann man mit einigen Freunden ein Nachmittagsprogramm auf die Beine stellen und an einem Samstag für drei Stunden mit den Flüchtlingen ein Spiel durchführen. Unterstützung bei solchen Projekten findet man bei youngcaritas.ch.

• youngcaritas.ch

Weitere Ideen und Anregungen, wie man sich für Flüchtlinge engagieren kann? Erzählen Sie uns und Ihren Mitleserinnen und Mitlesern davon in den Kommentaren unter der Online-Version dieses Artikels. tageswoche.ch/+v9dn7

Der Umgang mit der rechten Gewalt in Deutschland erinnert an die Neunzigerjahre: Politiker verurteilen die Gewalttaten, zeigen aber auch Verständnis für die «Sorgen» der Bevölkerung.

“

Die gewalttätigen Proteste gegen die Flüchtlinge nehmen von Tag zu Tag schlimmere Ausmasse an. Der Ortsname Heidenau ist zum Synonym dafür geworden. Ich fühle mich an die Neunzigerjahre erinnert. Es begann mit Gewalt gegen Flüchtlinge und führte zum «Nationalsozialistischen Untergrund» (NSU), jener terroristischen Organisation, deren Mitgliedern insgesamt zehn Morde zur Last gelegt werden.

In den Neunzigern reagierten CDU und SPD auf die Gewalttaten und verschärfen das Asylrecht. Die Begründung, man müsse die Sorgen der Bevölkerung ernst nehmen, wirkte schlimm angesichts der Gewaltbereitschaft jener, die damals Flüchtlingsheime angriffen. Auch die merkwürdig anmutende Bereitschaft der Polizei und der Staatsanwaltschaften, nach Tätern überall zu suchen, nur nicht in der rechtsextremen Szene, muss wie eine Ermutigung für Neonazis gewirkt haben.

Was machen CDU und SPD heute eigentlich anders? Sigmar Gabriel, immerhin SPD-Chef und Vize-Kanzler, erklärte, dass Pegida (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes) zu Deutschland gehöre. Zu den Organisatoren dieser «Bürgerbewegung» gehören einschlägig bekannte Neonazis. Auch ein angebliches Recht, deutschnational zu sein, hat Gabriel schnell einmal postuliert.

Was glauben denn die Leute? Dass sie besser wegkommen, wenn es keine Flüchtlinge mehr gibt?

Natürlich ist Sigmar Gabriel gegen gewalttätige Proteste, wie wir sie jetzt erleben. Aber dass die mit der Rhetorik vom Verständnis für Sorgen zu tun haben könnten – dieser Gedanke ist ihm fremd. Der Bundespräsident Joachim Gauck macht genau die gleiche fatale Unterscheidung zwischen abzulehnender Gewalt und verständlichen Sorgen gegenüber der Aufnahme von Flüchtlingen.



**Gregor Gysi ist deutscher Rechtsanwalt und Politiker (Die Linke).
tageswoche.ch/+58tjl**

Es sind diese – ob sie nun verständlich seien oder nicht – Sorgen, mit denen sich die Neonazis aufmunitionieren. Am klarsten war die Stellungnahme der Bundeskanzlerin gegen Pegida. Meine Kritik an ihr bezieht sich – das mag paradox wirken – auf ihr Schweigen zu den «Sorgen»: Es wird endlich Zeit, auch einmal die «Sorgen» zu kritisieren. Was glauben denn die Leute eigentlich, von Stereotypen einmal abgesehen? Dass sie in der gesellschaftlichen Verteilungsordnung besser wegkommen, wenn es keine Flüchtlinge mehr gibt?

«Einwanderung in Sozialsysteme»

Auch der nächste Schritt des Establishments erinnert an die Neunzigerjahre. Was damals der Asylkompromiss war, ist nun die bürokratische Fantasie (so etwas gibt es anscheinend wirklich), «sichere Herkunftsstaaten» zu kreieren. Dabei weiss jede und jeder, dass in den Balkanstaaten Roma nicht einfach nur eine diskriminierte Minderheit sind; für sie gibt es auch keinen staatlichen Schutz gegen rassistisch motivierte Gewalttaten, die Polizei interessiert sich oft genug nicht für sie. Stattdessen gibt es hierzulande die Geschichte von der «Einwanderung in die Sozialsysteme», ein nur dürrtig bemäntelter Antiziganismus.

Schliesslich bemerken «Experten» wie Gordian Meyer-Plath, der Chef des sächsischen Verfassungsschutzes, eine neue Dimension der Gewalt: Früher hätten sich Rechtsextreme bemüht, gegenüber der Polizei als «Saubermänner» aufzutreten. Wie bitte? Ist dem Behördenleiter denn wirklich entgangen, dass sich auch eine Polizistin unter den Mordopfern des NSU befand?

Aber dieses Versagen vieler verantwortlicher Politiker und Politikerinnen verstellt auch den Blick auf ein anderes Problem,

bei dem die Europäische Union als Ganzes versagt. Insbesondere durch den Bürgerkrieg in Syrien und den Krieg gegen den Islamischen Staat (IS) ist die Zahl derjenigen, die Sicherheit in Europa suchen, sprunghaft gestiegen. Es werden auch in absehbarer Zeit nicht weniger werden. Nur was tut die EU?

Sie will ihr System der Flüchtlingsabwehr durch Frontex optimieren, denkt auch schon einmal offen über Militäraktionen vor der Küste Libyens nach und ist nicht einmal in der Lage, einen gerechten Verteilungsschlüssel für die Kosten für Flüchtlinge in Europa hinzubekommen. Das Mittelmeer, das wir Deutschen aus dem Urlaub kennen, ist zum Grab vieler Menschen geworden, die ihr Leben in Sicherheit bringen wollten.

Das Wichtigste ist, dass endlich Fluchtursachen wie Krieg, Hunger, Not und Rassismus wirksam bekämpft werden.

Die Staaten der EU wollen keine wirkliche Änderung hin zu einer humanen Flüchtlingspolitik, weil sie sich dann in Konfrontation mit den Flüchtlingsfeinden begeben müssten. Deutsche Innenpolitiker schüren auch hier Angst: Unter den Flüchtlingen könnten auch getarnte IS-Terroristen stecken. Hier schliessen sich Pegida und politisches Establishment diskursiv zusammen.

Deutschland gehört zu den führenden Waffenexporteuren. Es gibt so gut wie keinen kriegserischen Konflikt, bei dem nicht auch deutsche Waffen auftauchen. Vor den Folgen, wie beispielsweise der Ankunft von Flüchtlingen, darf man sich nicht wegducken. So viel Moral muss man verlangen können. Das Wichtigste aber ist, dass endlich die Fluchtursachen wie Krieg, Hunger, Not und Rassismus wirksam bekämpft werden. Wenn wir diese Probleme nicht ernsthaft angehen, werden sie täglich verschärfter zu uns kommen, bis sie unberechenbar werden. x

”



Für Fans der Inbegriff des kommerzialisierten Clubfussballs: Manchester-United-Trainer Louis Van Gaal.

FOTO: REUTERS

Fussball, Premier League

Am Dienstag tritt die Schweiz in der EM-Qualifikation gegen Leader England an. In der heimischen Liga des Tabellenführers kehren Fans dem kommerziellen Fussball den Rücken.

Der Fan will kein Kunde sein

von Peter Stäuber

Mehr als drei Stunden sind es noch bis zum Anpfiff, aber die fünf Jungs können sich nicht mehr zurückhalten. Vor dem brandneuen Stadion im Nordosten von Manchester legen sie sich gegenseitig die Arme um die Schultern und stimmen an: «This is our club, belongs to you and me/ We're United, United FC!»

Es ist ein sonniger Freitagnachmittag Ende Mai, und es ist ein grosser Tag: Zehn Jahre sind vergangen, seit die Fans ihrem alten Klub, dem legendären Manchester United, den Rücken kehrten und ihren eigenen Verband gründeten, FC United of Manchester. Das Jubiläum wird bombastisch gefeiert, mit der Einweihung des Broadhurst-Park-Stadions und einem Spiel gegen Benfica Lissabon.

Das Lied der United-Anhänger ist wörtlich zu verstehen: Der Klub gehört den Fans. Er ist der prominenteste in einer ganzen Reihe von Vereinen, die dem Kommerz des englischen Fussballs entsagt haben und dem Spiel zurückgeben wollen, was man in der Premier League nicht mehr findet: gute Atmosphäre, erschwingliche Eintrittspreise und Mitsprache der Fans.

«Bei Manchester United geht es nur ums Geld», sagt Stephen Hoare, der ebenfalls einige Stunden vor Anpfiff gekommen ist, um das neue Stadion zu bewundern. 40 Jahre lang feuerte der ehemalige Metallarbeiter Manchester United an, in den 1970er-Jahren gründete er sogar einen Fanclub in seiner Heimatstadt Mansfield.

Aber ab Mitte der 1990er-Jahre bereiteten ihm die Spiele im Old Trafford immer weni-

ger Vergnügen: «Der Klub wollte mich nicht als Fan, sondern als Kunden. Permanent versuchten sie, mir etwas zu verkaufen.»

Und dann waren da noch die Preise: «Das billigste Ticket im Old Trafford kostet derzeit 40 Pfund. Heute kann ich für weniger als 50 Pfund die Zugfahrt hierher bezahlen, dazu Drinks und Mittagessen sowie die neun Pfund für die Eintrittskarte – und ich habe mehr Spass.»

Neoliberaler Fussball

Erste Hinweise auf eine Kommerzialisierung waren bereits Anfang der 1980er-Jahre auszumachen, als sich die englische Liga auf einem Tiefpunkt befand: Die Stadien waren verlottert, einstürzende Mauern und Feuer verursachten tödliche Unfälle, und gewalttätige Auseinandersetzungen

zwischen den Fans hatten den Ruf des Sports ruiniert – Ende der 1980er-Jahre waren englische Klubs sogar von europäischen Wettkämpfen ausgeschlossen.

Die schlimmste Tragödie ereignete sich 1989, als im Hillsborough-Stadion in Sheffield 96 Fans zu Tode getrampelt wurden.

Gleichzeitig hatten jedoch in den frühen 1980er-Jahren Entwicklungen eingesetzt, die den Sport schrittweise lukrativer machten: Als erster Sportverein überhaupt brachte der Eigentümer von Tottenham Hotspur seinen Klub an die Börse.

Indem er den Verein zudem in eine Holdinggesellschaft verpackte, vermochte er die finanziellen Restriktionen zu umgehen, die im englischen Fussball seit der Zeit Königin Victorias gegolten hatten. Im Lauf des Jahrzehnts stieg der Wert der TV-Übertragungsrechte, und Werbung am Spielfeldrand und auf den Trikots wurde gebräuchlicher.

Die gesellschaftlichen Umwälzungen der Regierungsjahre Margaret Thatchers begünstigten diesen Prozess: Wendige Finanzmanöver und das Ausschöpfen jeglicher Profitmöglichkeiten galten zunehmend als achtbar und sogar wünschenswert. Die anschwellenden Geldströme in der Football League flossen verstärkt in die Taschen der erfolgreicherer Vereine, die mit der Gründung einer eigenen Liga liebäugelten.

Nach dem Hillsborough-Desaster trafen die Behörden eine Reihe von Massnahmen, die das Fussballerlebnis sicherer, aber auch teurer machten: Die marode Infrastruktur wurde mit öffentlichen Geldern saniert, der Ticketverkauf schärfer kontrolliert, und die grossen Stadien wurden mit Sitzplätzen ausgestattet.

Ihren Wunsch, in einer exklusiveren Liga zu kicken, erfüllten sich die Spitzenclubs schliesslich 1992: 22 Klubs gründeten die Premier League, die sich das Recht vorbehielt, ihre eigenen Sponsoren- und TV-Deals auszuhandeln.

Damit war der wichtigste Schritt hin zum heutigen Kommerz vollzogen: In den folgenden Jahren explodierten die Ticketpreise, und die Einnahmen aus Fernsehrechten sowie die Transfersummen erreichten geradezu lächerliche Ausmasse.

Der Preisanstieg führt dazu, dass die Zuschauer immer älter werden: Das Durchschnittsalter liegt heute bei 41 Jahren.

Paradoxerweise konnte die Premier League nur dank staatlicher Interventionen überhaupt zu der Geldmaschine werden, die sie heute ist, sagt der Fussball-Experte und Buchautor David Goldblatt («The Game of our Lives: The Meaning and Making of English Football»): «Niemand war Anfang der 1990er-Jahre bereit, die Investitionen zu tätigen, die für die Sanie-

rung der Stadien nötig waren. Lustigerweise gründet also das neoliberale Modell des englischen Fussballs auf einer ganzen Reihe von staatlichen Eingriffen.»

In der Spielzeit 2013/2014 erzielte die Liga ein Rekordeinkommen: Insgesamt fast 3,3 Milliarden Pfund brachten die Klubs zusammen, ein Anstieg von 29 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Über die Hälfte des Geldes stammt aus TV-Rechten, ein Viertel aus dem Ticketverkauf und der Rest aus kommerziellen Aktivitäten wie Sponsoring und Immobiliengeschäften.

Goldblatt beschreibt das Geschäftsmodell des englischen Fussballs als völlig absurd: Massive Geldflüsse bereichern eine winzige und höchst spezialisierte Arbeiterschaft – also die Spieler –, bringen jedoch keinen Profit ein. Tatsächlich verzeichneten die Klubs der Premier League in der Saison 2012/2013 insgesamt einen Verlust von fast 300 Millionen Pfund, die meisten Vereine kämpfen seit Jahren mit Millionenschulden.

Die augenfälligste Entwicklung für die Fans ist die Verteuerung des Stadionbesuchs: Seit den frühen 1990er-Jahren sind die Ticketpreise um sagenhafte 1000 Prozent angestiegen. «Das zählt im heutigen Neoliberalismus als unternehmerischer Scharfsinn: Mittels hoher Preise wird eine ganze Gruppe von Kunden einfach aus dem Markt gedrängt», sagt Goldblatt.

Schulden auf die Fans abgewälzt

In der Bundesliga kostet eine Eintrittskarte in der billigsten Kategorie durchschnittlich 14,60 Euro, in der Premier League muss man dafür fast dreimal so viel bezahlen. Eine direkte Folge des Preisanstiegs ist, dass die Leute auf den Zuschauerrängen immer älter werden: Das Durchschnittsalter liegt heute bei 41 Jahren.

Während sich immer weniger Leute am unteren Ende der Einkommensleiter den Weg auf die Tribüne leisten können, tummeln sich auf den VIP-Reihen vermehrt Superreiche aus aller Welt: Für russische Oligarchen, amerikanische Milliardäre und Grossindustrielle aus Ostasien ist der Besitz eines englischen Vereins eine Prestigesache.

Ganz fingerfertig waren die amerikanischen Besitzer von Manchester United: 2005 borgte sich die Familie Glazer grosse Geldsummen, um den Klub zu kaufen, und übertrug die Schulden – schwupp – einfach dem Verein, sodass die Fans mit dem Kauf ihrer Saisonkarten im Prinzip Schulden-dienst für die Glazers leisten.

Auch viele andere Eigentümer von Premier-League-Klubs scheren sich nicht um ihren Verein und haben kaum Bedenken, sie in finanzielle Schieflage zu bringen. So geschah es etwa mit dem Portsmouth FC, der gleich zweimal innerhalb von drei Jahren Insolvenz anmelden musste.

Nebst den Ticketpreisen war denn auch die Empörung über ruchlose Eigentümer zu einem guten Teil verantwortlich für die Welle von Aktivismus, die seit einigen

Jahren durch den englischen Fussball schwappt, sagt Goldblatt: «Die Geldmenge, die in den Sport fliesst, wird immer extremer, und das hat eine Reaktion der Fans hervorgerufen.»

Die Vorstösse nehmen verschiedene Formen an. Einige Anhänger gründen ihre eigenen Klubs – AFC Wimbledon ist nebst United of Manchester das bekannteste Beispiel; andere kaufen sich ihren Klub zurück, wie die Fans von Portsmouth FC, die ihren Verein 2013 so vor dem Konkurs retten konnten; und immer mehr Zuschauer verabschieden sich gleich vollends aus der protzigen Premier League und kehren zurück zum authentischeren und spannenderen Spiel in den unteren Ligen.

Immer mehr Zuschauer kehren zurück zum authentischeren und spannenderen Spiel in den unteren Ligen.

Im Osten Londons beispielsweise haben Fans des Clapton FC – der in der 9. Liga spielt – einen ausgesprochen politischen Fanclub nach dem Vorbild St. Paulis gegründet, der mit Leidenschaft gegen Homophobie, Rassismus und Sexismus ansingt.

Um die verschiedenen Anliegen der Fans zu bündeln und dem Aktivismus eine gemeinsame Richtung zu geben, hat David Goldblatt das Football Action Network (FAN) mitgegründet. Die Forderungen reichen von besserer Bezahlung für die Angestellten und stärkerer Mitbestimmung der Fans bis zu grösseren Investitionen in den Nachwuchs.

Es gehe darum, ein kulturelles Umdenken zu forcieren: «In der britischen Politik wie im britischen Fussball ist vergessen gegangen, dass es Dinge gibt, die kollektiv verwaltet werden müssen, und dass Klubs, Fans und Unternehmen eine soziale Verantwortung tragen.»

Das zeige sich etwa an der Förderung der Jugendklubs, sagt Goldblatt weiter: «Anders als in England subventioniert die Bundesliga die Trainerausbildung stark. Pro Kopf gibt es dort viermal mehr Trainer. Wenn England einen grösseren Pool an technisch versierten Spielern will, müssen wir mehr ins Nachwuchstraining investieren.»

Goldblatts persönliches Interesse an der Premier League ist schon lange erlahmt. Einst hing er Tottenham Hotspur an, aber mittlerweile will er nur noch wissen, ob sie am Ende der Saison vor Liverpool abschneiden – wenn sie es nicht schaffen, muss er seinem Freund Johnny ein Mittagessen bezahlen.

In Bristol, wo Goldblatt seit 12 Jahren wohnt, verfolgt er sowohl die Spiele von Bristol City als auch Bristol Rovers, jeweils in der zweiten und vierten Liga. «Was für ein Vergnügen!», sagt er begeistert.

tageswoche.ch/+wffjj

×

Der Club Nordstern feiert sein 15-jähriges Bestehen. Gründer Gregory Brunold blickt zurück auf die Anfänge und erzählt, wie aus einem kreativen Experiment ein Szene-Club wurde.

Die Einsamkeit des Techno-Tänzers

von Danielle Bürgin

Der «Nordstern» feiert dieses Jahr sein 15-jähriges Bestehen. Gregory Brunold ist Gründer und Besitzer des Clubs. Der 42-jährige Basler hat Wirtschaft studiert und ist heute für das Personalwesen, die Event-Administration und das Nightmanagement im «Nordstern» zuständig. Im Interview blickt er auf eine bewegte Zeit zurück.

Gregory Brunold, vor wenigen Wochen hat der «Nordstern» seinen 15. Geburtstag gefeiert. Wie fühlen Sie sich dabei?

Wir haben den Geburtstag mit einer riesigen Party gefeiert, die von Freitagabend bis Sonntag ging – insgesamt waren das 36 Stunden. Ganz allgemein: 15 Jahre sind eine lange Zeit. Da ist sehr viel gegangen.

Als Sie den «Nordstern» im Jahr 2000 gründeten, war das Club-Umfeld noch komplett anders als heute. Was führte dazu, einen Club zu eröffnen?

Ich war schon immer sehr musikinteressiert und veranstaltete damals Partys. 1993 hab ich die erste Indie-Party in der Kuppel organisiert und dabei selber aufgelegt. In den 1990ern waren diese Partys musikalisch noch sehr durchmischt: Wir konzentrierten uns auf die Independent-Szene aus England, also kleine Musik-Labels, die spannende Musik von Pop, Rock über härtere Musikstile wie Industrial, Grunge bis zu elektronischer Musik veröffentlichten.

Sie hatten also damals nicht vor, mit dem «Nordstern» einen Techno-Club zu eröffnen?

Nein, das hätte ich langweilig gefunden. Die Genres Techno und House waren zwar damals schon präsent – aber noch nicht so dominant wie heute. Damals gab es noch verschiedene Szenen und Bewegungen – das fand ich spannend. Da gabs eine Gothic- oder Indie-Szene, genauso wie eine Drum 'n' Bass- und eine Funk/BigBeats-Szene. Darum suchte ich einen festen Ort, wo man verschiedene Themen-Abende organisieren konnte. Die Location sollte unterschiedlichen Musikstilen, die damals

im etablierten Basler Nachtleben kaum einen Platz hatten, eine Heimat bieten. Wir wollten Nischen bedienen und eine Alternative zum Bestehenden bieten.

Als Sie den «Nordstern» eröffnet haben, waren sie 26 Jahre alt. Hätten Sie zehn Jahre später, im Wissen um die grosse Verantwortung, die das Betreiben eines solchen Unternehmens mit sich bringt, den gleichen Schritt gewagt?

Schwierig zu sagen. Vor 15 Jahren ging es vor allem darum, einen Raum zu finden, wo man sich ausprobieren kann. Wir sprachen anfangs vom Kulturprojekt «Nordstern». Es ging also weniger um Partys, sondern viel mehr um Kreativität und verschiedene Kunstformen. Wir versuchten damals mit Künstlern, gestalterische Projekte in den Räumlichkeiten umzusetzen. Kunstprojekte und Rauminstallationen waren die Idee hinter dem «Nordstern». Schnell haben wir aber gemerkt, dass wir den Raum der Öffentlichkeit zugänglich machen mussten, auch um auf neue, interessierte Leute zu treffen, die ebenfalls einen Raum für ihre Projekte suchten. Der Freitagabend, als nicht offensichtlicher Party-Abend bot sich dazu an. Mit der Zeit entwickelte sich der Freitag aber trotzdem zu einer Partynacht und wir mussten professionellere DJs verpflichten.

«Es ging zu Beginn weniger um Partys, sondern viel mehr um Kreativität.»

Früher war im «Nordstern» also alles etwas improvisiert. Vermissen Sie diese Zeiten?

Ja, ganz klar. Wir hatten zwar kein Geld und das Mobiliar kam aus dem Sperrgut, aber wir hatten dafür mehr Freiheiten und waren offen für alles. Ich vermisse das bunt

durchmischte Publikum, die unterschiedlichen Szenen, die im «Nordstern» aufeinandertrafen. Es war ein sehr undefinierter Ort. Das Programm reichte vom Improvisationstheater über das Funk-Konzert bis zur Goa-Trance-Party. Denn es ging nicht vorrangig um den Gewinn. Je kommerzieller der Club dann später wurde, desto klarer mussten die Unternehmensstruktur und die Strategie werden – auf Kosten der kreativen Freiheit.

Was wollte das Publikum in den 1990ern im Ausgang erleben? Worum ging es an Partys?

Ich glaube, dass die Freiheit tatsächlich ein sehr wichtiger Punkt war. Wir als Veranstalter konnten vieles ausprobieren. Aber auch das Publikum wollte sich damals frei fühlen. Man bezahlte nicht Eintritt, um einen internationalen DJ zu sehen, sondern dafür, dass man sich frei bewegen konnte. Denn nachts gelten andere Regeln als tagsüber. Diese Freiheit, an einer Party ein anderer Mensch sein zu können wie im Büro, war damals noch viel wichtiger als heute. Entsprechend kamen die Leute zum Teil auch verkleidet in den «Nordstern». Da gab es noch keine «Uniformierung» im Ausgang. Der «Nordstern» war kein Ort, an dem man sich den gesellschaftlichen Konventionen anpassen musste. Niemand zeigte mit dem Finger auf jemanden, der in irgendeiner Art und Weise auffiel.

Worum geht es heute im «Nordstern»?

Es bleibt immer noch ein Ort, an dem man ausgelassen feiern und abschalten kann. Doch die Paradiesvögel von früher bleiben aus. Es geht weniger darum, etwas Spezielles zu erleben oder darum, den Abend mit einem speziellen Auftritt mitzugestalten. Heute möchte kaum noch jemand auffallen. Die Offenheit ist verloren gegangen. Das gilt ja auch für viele andere Bereiche unserer Gesellschaft. Vieles erscheint vereinheitlicht. Ausserdem geht es viel mehr um Konsum als um ein spezielles Erlebnis, an dem sich jeder auf seine Art

beteiligen kann. Dieses «One Love»-Gefühl, das man früher an Raves erlebt hat, bleibt heute in einem grossen Club aus. Techno scheint heute in grossen Clubs einsam zu machen. Aber auch dies hängt mit der gesellschaftlichen Entwicklung im Allgemeinen zusammen. Viele Leute vereinsamen heute eher als früher.

Inwiefern hängt der Erfolg des «Nordstern» auch mit der Kommerzialisierung der House- und Techno-Musik zusammen?

Heute gibt es praktisch keine andere Musikrichtung in den Clubs. Es gibt immer mehr Leute, die diese Musik mögen – und im Ausgang auch nichts anderes mehr erwarten. DJs sind so etwas wie Popstars geworden. Früher ging es wie gesagt weniger um den DJ als um die Musik, die gespielt wurde. Heute richten sich alle Blicke auf den DJ-Booth. Smartphones werden in die Luft gehalten, um Bilder und Videos zu machen oder um Tracks über Musiksuchmaschinen zu erkennen. Das «Nordstern» ist nicht unbedingt mehr ein Raum für Nischenmusik, sondern für angesagten Clubsound.

Nach welchen Kriterien haben Sie vor 15 Jahren einen DJ gebucht und worauf schauen Sie heute?

Damals ging es nur um die Liebe zur Musik. Wenn ein DJ und sein Sound mir persönlich gefallen hat, hab ich versucht,

ihn zu bekommen. Ich hab weniger drauf geschaut, was andere dazu sagen und gehofft, dass es funktioniert. Ganz im Gegensatz zu dem, was ich während meines Studiums gelernt habe. In der Marketinglehre hiess es immer, dass man drauf achten muss, was der Markt verlangt und sich danach richten. Früher hab ich das im «Nordstern» nicht gemacht, weil ich dachte, ich könnte selber einen Markt und Bedürfnisse entwickeln. Heute ist das anders. Es herrschen andere Verhältnisse – wir sind ein Unternehmen geworden, das marktauglich und gewinnbringend bleiben muss. Da kann man sich kaum mehr Experimente leisten.

«Früher dachte ich, ich könnte selber einen Markt und Bedürfnisse entwickeln. Heute ist das anders.»

Verdienen Sie mit dem «Nordstern» richtig Geld?

Man kann mit einem Club wie dem «Nordstern» viel Geld verdienen – das würde jedoch verlangen, dass jeder einzelne Abend erfolgreich läuft. Meist läuft es

jedoch so, dass 20 bis 30 Prozent der Veranstaltungen finanziell nicht so funktionieren, wie man sich das erhofft hat. Und dann bleiben nur noch 70 Prozent der Veranstaltungen übrig, die Geld bringen. Bei all den Fixkosten, die ein Betrieb wie der «Nordstern» verursacht, bleibt deshalb nicht mehr allzu viel Geld übrig. Zudem machen wir den Club immer noch aus Liebe zur Musik und legen keinen Wert auf bezahlte VIP-Bereiche und überbewerteten Flaschenkonsum.

Ende Jahr soll der «Nordstern» schliessen – noch gibt es keinen neuen Ort für den Club. Kommt nun die Zeit, in der Sie sich nach einem normalen Büro-Job sehnen?

Ich habe tatsächlich viel erlebt und gesehen in diesen 15 Jahren Clubwesen. Aber es ist für mich noch nicht der Punkt gekommen, an dem ich Schluss mache. Ich verspüre immer noch die Lust, als selbstständiger Veranstalter und Unternehmer Events zu organisieren. Das Nachtleben und die entsprechende Kultur finde ich nach wie vor spannend. Und ich würde gerne wieder einen Club eröffnen – ob das im gleichen Stil wie der «Nordstern» sein soll, kann ich noch nicht sagen. Aber auch im Alter von 42 Jahren habe ich genügend Energie, etwas Neues aufzubauen, denn das Nachtleben hält mich jung (lacht).

tageswoche.ch/+duq3b

×

«Wir hatten zwar kein Geld, aber dafür mehr Freiheiten.» Gregory Brunold vermisst die Anfangstage des «Nordstern». FOTO: NILS FISCH



In einer Graphic Novel verarbeitet der Basler Comiczeichner Reto Gloor sein Leiden an multipler Sklerose.

Die Krankheit gezeichnet

von Hannes Nüsseler

Einmal, zweimal legt die Hand mit dem Löffel die kurze Strecke von der Zuckerdose zum Kaffee zurück – im Grunde eine einfache Sache, doch einfach gibt es im Alltag von Reto Gloor nicht mehr. Der Zeichner hat mit «Das Karma-Problem» eine Graphic Novel über multiple Sklerose (MS) verfasst, eine chronische Autoimmunerkrankung, die das zentrale Nervensystem angreift und zu Störungen der Bewegungskoordination führt. Es ist Gloor's eigene Geschichte.

Die linke Hand des Zeichners zittert, es kostet ihn Anstrengung, den Zucker nicht zu verschütten, aber es gelingt. Er lächelt verlegen, als er den Blick auf die rote Arm-schiene bemerkt: Bei einem Sturz auf der Kellertreppe hat er sich die Handwurzel gebrochen. «Rasieren, kochen, einkaufen, in ein Tram steigen, das sind jetzt alles schwierige Momente», sagt Gloor.

Davon berichtet der Zeichner in seiner erstaunlichen Graphic Novel, die er 2013, drei Jahre nach der Diagnose, zu zeichnen begonnen hat. Es hätte die Dokumentation seiner Heilung werden sollen, doch die Realität hielt sich nicht an die Vorgabe, das Leiden wurde schlimmer. «Verglichen mit heute ging es mir damals sehr gut», sagt Gloor mit ruhiger Stimme: Er hat akzeptiert, was ist, will sich nicht von der Krankheit vereinnahmen lassen. Von diesem

Balanceakt zwischen Resignation und Zuversicht handelt die Graphic Novel. Sie erzählt subjektiv und ohne Pathos vom Verlauf der MS, die das Selbstverständnis des Zeichners schubweise auf den Kopf stellt.

«Es ist das, was ich kann: Geschichten in Worten und Bildern erzählen.»

Gloor reagiert zunächst mit Skepsis auf die Diagnose der Mediziner, die ihm keine Besserung in Aussicht stellen, und diesen Zweifel hat Gloor behalten: «Warum sollte die Schulmedizin auch an einer Heilung interessiert sein? Mit gesunden Menschen lässt sich kein Geld verdienen.» So fährt der Zeichner auf der «alternativen Schiene» und sucht Hilfe bei Homöopathen, Medien – bislang ohne Erfolg. Dass seine Krankheit eine geistige Dimension hat, steht für ihn allerdings fest: «Es gibt Dimensionen, die sind nicht messbar.»

In «Das Karma-Problem» gibt Gloor ein halbes Jahr vor der MS-Diagnose seine Anstellung an der Staatsschule auf, um sich als Comiczeichner selbstständig zu machen, bis er Feder und Pinsel nicht mehr

ruhig führen kann. Die geraden Linien kommen jetzt aus dem Computer. «Wenn ich den Unterarm fest auf die Tischplatte lege, kann ich eine Maus bedienen.» Es fühlt sich für Gloor nicht wie ein Neuanfang an, «man erkennt meinen Stil immer noch. Und es ist das, was ich kann: Geschichten in Worten und Bildern erzählen.» Die Kombination, die Spannung, die zwischen den beiden Ausdrucksformen entsteht, machen für ihn das Comiczeichnen aus.

Kein Ratgeberbuch

Gloor ist 1962 in Schöffland geboren, absolvierte in Basel seine Ausbildung zum Zeichnungslehrer und veröffentlichte 1992 gemeinsam mit Markus Kirchofer seinen ersten Comic («Matter»). Dieser verkaufte sich gut, jedenfalls «für Deutschschweizer Verhältnisse», wie Gloor relativiert, der den geringen Stellenwert der «Neunten Kunst» noch heute spürt: Die Schweizerische Multiple Sklerose Gesellschaft und der Bund unterstützten zwar «Das Karma-Problem», Gloor's Wahlheimat wies ein Fördergesuch jedoch ab. «Basel hat viele Vorzüge», sagt er, «aber eine Comic-Stadt ist sie nicht.»

Ohne den finanziellen Beistand seiner Mutter und seines Bruders hätte Gloor «Das Karma-Problem» kaum beenden können. Er habe höchstens mit ein paar Jahren ohne festes Einkommen gerechnet. Eine Rückkehr in den Lehrerberuf kam jedoch nicht infrage. Auch auf Sozialhilfe hat Gloor verzichtet, da sie ihn mit ihren Auflagen in seinen ohnehin begrenzten Möglichkeiten noch weiter eingeschränkt hätte. Bleiben Ergänzungsleistungen und eine IV-Rente, von der Gloor jetzt lebt.

Einen Ratgeber habe er nie zeichnen wollen, sagt Gloor. «Ich habe keine Tipps, nur Erfahrungen.» Dass er nun Protagonist seines eigenen Comics ist, stört ihn nicht. «Was zählt, ist eine gute Geschichte, die ihren Lesern vielleicht ein paar Fragen mit auf den Weg gibt.»

Gloor arbeitet weiter. Sein neues Projekt ist auch autobiografisch, handelt aber nicht mehr von seiner Erkrankung, sondern vom Leben: Das kann ihm kein Karma nehmen. tageswoche.ch/+tz8x3

Buchvernissage und Ausstellung:
5. September, 15 bis 17 Uhr, Comix Shop Basel. Künstlergespräch moderiert von Cuno «Comics» Affolter.



Gässli Film Festival

Frisches aus der Gasse

Junge Filmemacherinnen und Filmemacher präsentieren am diesjährigen 7. Jugend-Kurzfilmfestival ihre Werke. Für die Besucher eine Gelegenheit, Frisches von jungen Regisseuren zu entdecken, für Filmschaffende und Interessierte bieten diverse Workshops die Möglichkeit, sich von Profis Tipps und Tricks zu holen. Damit der Spass nicht auf der Strecke bleibt, lassen die Veranstalter das Tagesprogramm jeweils mit einer Party ausklingen. Genauere Infos zu Screeningzeiten, Vorträgen und den jeweiligen Standorten sind auf der Website des Gässli Film Festivals zu finden. ×

7. Gässli Film Festival,
2. bis 6. September.
• www.baselfilmfestival.ch

Kunst

Season Opening der Galerien

Wie jedes Jahr eröffnen die Mitglieder des Vereins Galerien in Basel ihre Saison gemeinsam an einem Freitagabend. 15 Galerien präsentieren ein vielfältiges Programm: Die Stampa Galerie beispielsweise zeigt passend zum diesjährigen Culturescapes-Thema Island Kunst von Silvia Bächli und Eric Hattan, bei von Bartha sind Plastiken von Bernhard Luginbühl zu sehen. Gisèle Linder zeigt Werke von Werner von Mutzenbecher, Graf Schelbe zeigen Werke von dessen Atelier-Kollegen Marius Rappo. Auch jüngere Positionen sind zu sehen, Olivier Mosset etwa präsentiert gleich vier davon bei Laleh June oder Sandra Boeschstein in der Idea Fixa. ×

Diverse Orte,
4. September, 17 bis 21 Uhr.
Programm unter:
• www.kunstinbasel.ch



«Ich habe keine Tipps», sagt Comiczeichner Reto Gloor, bei dem im Jahr 2010 Multiple Sklerose diagnostiziert wurde, «nur Erfahrungen.»

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Kinoprogramm

Basel und Region
4. bis 10. September

ANZEIGEN

DIE DEMOKRATIE IST LOS!
EIN DOKUMENTARFILM VON THOMAS ISLER

jetzt im kult.kino

SONDERVERANSTALTUNG
Sonntag, 06. September | 11.00 Uhr | kult.kino camera
anschl. Diskussion mit Regisseur Thomas Isler, SVP-Nationalrat Sebastian Frehner & SP-Nationalrätin Silvia Schenker | Moderation: Casper Selg



MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FR, 9. OKTOBER | FILM: 20.30 UHR (D)

ÖFFNUNG CINE DELUXE: 20.00 UHR



BRING HIM HOME
MATT DAMON
THE MARTIAN
COMING SOON™ 3D

TICKETS: CHF 89.– PRO PERSON
Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cöpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.
Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN *pathe.ch/basel*

BASEL CAPITOL
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **STRAIGHT OUTTA COMPTON** [14/12 J]
14.00–FR-DI: 20.00^{E/d/f}
- **THE TRANSPORTER REFUELED** [12/10 J]
14.00/17.15/20.00^{E/d}
- **MINIONS** [6/4 J]
17.15^{E/d/f}
- **RICKI AND THE FLASH** [8/6 J]
MI: 20.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **YOUTH** [14/12 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15^{E/d}
- **DIOR AND I** [6/4 J]
14.15/18.15
FR/SA/MO-MI: 12.20^{E/d/f}
- **À LA VIE** [12/10 J]
12.30/18.30^{F/d}
- **TAXI TEHRAN** [8/6 J]
13.30/15.15/19.15^{O/d/f}
- **OOOPS! DIE ARCHE IST WEG ...** [0/0 J]
14.30^D
- **RIDER JACK** [12/10 J]
14.30/19.00^{Dialekt}
- **KNIGHT OF CUPS** [12/10 J]
16.00/20.30–SO: 12.15^{E/d}
- **AMY** [10/8 J]
16.15/20.45^{E/d}
- **MR. KAPLAN** [16/14 J]
16.15/20.15–SO: 12.20^{Sp/d}
- **UN MOMENT D'ÉGAREMENT** [14/12 J]
17.00/21.00^{F/d}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **DIE DEMOKRATIE IST LOS!** [8/6 J]
19.00–FR/SA/MO-MI: 15.00
SO: 11.00^{Dialekt}
SO 11.00 NACH DEM FILM
GESPRÄCH MIT THOMAS ISLER
(REGIE), SILVIA SCHENKER (SP),
SEBASTIAN FREHNER (SVP).
MODERATION: CASPAR SELG
- **GIOVANNI SEGANTINI –
MAGIE DES LIGHTS** [8/6 J]
15.15/18.45^D
- **LA ISLA MINIMA** [16/14 J]
16.45/20.45^{Sp/d/f}
- **HÄRTE** [16/14 J]
17.00/20.30^D
- **LA RITOURNELLE** [10/8 J]
SO: 11.15^{F/d}
- **ANIME NERE** [16/14 J]
SO: 13.15^{I/d}
- **L'HOMME QU'ON
AIMAIT TROP** [16/14 J]
SO: 14.30^{F/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.

- **OSLO, AUGUST 31ST**
FR: 21.00^{Ov/d}

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **THE TRANSPORTER REFUELED** [12/10 J]
12.15/14.20/16.30
FR/SO/DI: 18.40–FR/SA: 22.50
SA/SO: 10.00–
SA/MO/MI: 20.45 MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.45
SA/MO/MI: 18.40^{E/d}

- **WE ARE YOUR FRIENDS** [14/12 J]
12.15/18.40^D

- **SOUTHPAW** [14/12 J]
12.30/17.50/20.30
FR/SA: 23.10–SA/SO: 10.00^D

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
FR-DI: 12.40–SA/SO/MI: 15.30
SA/SO: 10.30/17.30–MI: 13.30^D

- **DER CHOR – STIMMEN
DES HERZENS** [10/8 J]
FR/MO/DI: 13.15
FR/SO/DI: 15.30/20.00
SA/MO/MI: 17.45^D
FR/SO/DI: 17.45–SA/SO: 10.50
SA/MO/MI: 15.30/20.00^{E/d/f}

- **ME AND EARL
AND THE DYING GIRL** [12/10 J]
13.15–FR/SO/DI: 18.00
SA/SO: 11.00–SA/MI: 20.15
MO: 20.30^{E/d/f}

- **RICKI –
WIE FAMILIE SO IST** [8/6 J]
13.30–FR/SO/DI: 15.45/20.15
FR/SA: 22.30–SA/MO/MI: 18.00^D
FR/SO/DI: 18.00–SA/SO: 11.15
SA/MO/MI: 15.45/20.15^{E/d/f}

- **HITMAN: AGENT 47** [14/12 J]
14.20/16.30–FR-DI: 20.45
FR/SA: 22.50^D
MI: 20.45^{E/d/f}

- **STRAIGHT
OUTTA COMPTON** [14/12 J]
14.30–FR/SO/DI: 17.30
FR: 23.30–SA/MO/MI: 20.30^D
FR/SO/DI: 20.30–SA/SO: 11.30
SA/MO/MI: 17.30–SA: 23.30^{E/d/f}

- **MISSION: IMPOSSIBLE –
ROGUE NATION** [12/10 J]
FR-DI: 14.45–FR/SO/DI: 20.15
FR/SA: 23.00–MO: 17.30
MI: 15.30^D
FR/DI: 17.30–SA/MO: 20.15^{E/d/f}

- **TRAINWRECK –
DATING QUEEN** [14/12 J]
15.10^D

- **CODENAME U.N.C.L.E.** [12/10 J]
FR/MO/DI: 15.30
FR/SO/DI: 20.15–SA/MI: 17.45
MO: 18.00^D

- **FANTASTIC FOUR** [10/8 J]
FR/SA: 22.15^D

- **SELFLESS –
DER FREMDE IN MIR** [14/12 J]
FR/SA: 22.45^D

- **DER KLEINE RABE SOCKE 2 –
DAS GROSSE RENNEN** [0/0 J]
SA/SO: 10.30^D

- **MARGOS SPUREN** [10/8 J]
SA/SO/MI: 13.10^D

PATHE PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **VACATION – WIR SIND
DIE GRISWOLDS** [12/10 J]
16.00–FR/MO/DI: 13.50
SA/MO/MI: 20.40^D
FR/SO/DI: 20.40^{E/d/f}

- **MAGIC MIKE XXL** [14/12 J]
18.10–FR/SA: 22.50^D

- **OOOPS! DIE ARCHE
IST WEG ... – 3D** [0/0 J]
SA/SO/MI: 14.00^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **RICKI AND THE FLASH** [8/6 J]
14.30–FR-DI: 17.45/20.30
MI: 17.00^{E/d/f}

- **BOYCHOIR** [10/8 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d/f}

- **Swisscom Carte Bleue Night:
FACK JU GÖHTE 2**
MI: 20.00^D

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **L'UOMO IN PIÙ**
FR: 18.30^{I/e}

- **STILL THE WATER –
FUTATSUME NO MADO** [16/16 J]
FR: 21.00–SO: 17.30^{Jap/d}

- **COUP DE TORCHON** [16/14 J]
SA: 15.00^{F/d}

- **LA GRANDE BELLEZZA** [14/11 J]
SA: 17.30^{I/d/f}

- **ALEXANDRE
LE BIENHEUREUX** [6 J]
SA: 20.15^{F/d}

- **THIS MUST BE
THE PLACE** [13 J]
SA: 22.15–MI: 21.00^{E/d/f}

- **LA POINTE COURTE** [16/14 J]
SO: 13.30^{F/e}

- **IL PASTINO** [0/0 J]
SO: 15.15–MO: 18.30^{I/d/f}

- **LA DOLCE VITA** [12/10 J]
SO: 20.00^{I/d/f}

- **IL DIVO** [15/12 J]
MO: 21.00^{I/d/f}

- **DR. JUNOD**
DI: 18.00^{Ov/e}

- **LA VIE DE CHÂTEAU** [0/0 J]
MI: 18.30^{F/e}

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **ME AND EARL
AND THE DYING GIRL** [12/10 J]
15.00/17.30/20.15^{E/d/f}

- **FRICK** **MONTI**
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **BOYCHOIR** [10/8 J]
FR/SA: 20.15^D
SO/MO/MI: 20.15^{E/d/f}

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
SO: 15.00^D

- **MISSION: IMPOSSIBLE –
ROGUE NATION** [12/10 J]
SO: 17.00^D

- **LIESTAL** **ORIS**
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **Wiedereröffnung
am Freitag 11. September
mit:
«FACK JU GÖHTE 2»**

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **RIDER JACK** [12/10 J]
FR-MO: 18.00^{Dialekt}

- **THE SECOND MOTHER** [16/14 J]
20.15^{Ov/d/f}

- **GIOVANNI SEGANTINI –
MAGIE DES LIGHTS** [8/6 J]
SO: 16.00^D

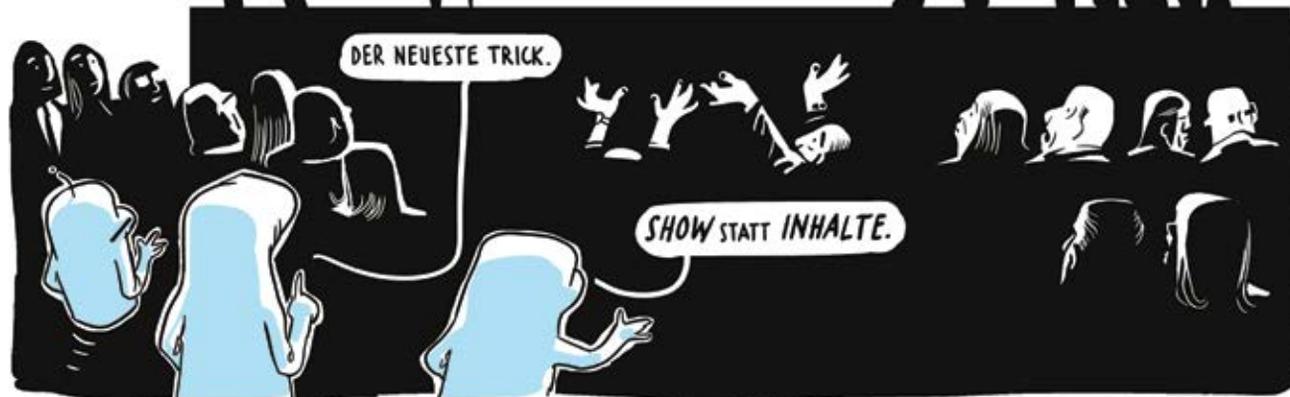
- **TAXI TEHRAN** [8/6 J]
DI/MI: 18.00^{Ov/d}

- **SISSACH** **PALACE**
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **WEGEN DACHSANIERUNG
BLEIBT DAS KINO
GESCHLOSSEN**



IN DIESER WOCHEN: WAHLEN IN DER SCHWEIZ.



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 36;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Remo Leupin (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Antonia Brand (Praktikantin),
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,
Karen N. Gerig,

Naomi Gregoris, Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij,
Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel



Mit dieser Postsendung erhielt der «Random Darknet Shopper» zehn Ecstasy-Pillen.

Kultwerk #196

Roboter dürfen Drogen kaufen: Das war das Verdikt einer Strafuntersuchung gegen die !Mediengruppe Bitnik.

Die Software, die verhaftet wurde

von Karen N. Gerig

Im Oktober 2014 eröffnete in der Kunst Halle St. Gallen eine Ausstellung, die bei der Vernissage noch keine ungewöhnliche Resonanz erzeugte. Fünf Monate später war sie in aller Munde – einer einzigen Arbeit wegen.

Die Ausstellung begab sich in die Untiefen des Internets und erforschte das sogenannte Darknet. Dieses beschreibt ein verschlüsseltes, unsichtbares Netzwerk, un erreichbar für konventionelle Browser oder Suchmaschinen und dennoch von

Millionen genutzt. Eine der teilnehmenden künstlerischen Positionen stammte von der !Mediengruppe Bitnik.

Ecstasy in einer DVD-Hülle

Beim «Random Darknet Shopper», den das Künstlerduo Carmen Weisskopf und Domagoj Smoljo präsentierte, handelte es sich um ein Computerprogramm, das täglich automatisch im Darknet einen beliebigen Artikel bestellte und an die Kunst Halle St. Gallen schicken liess. Was ankam, wurde

Ein Glitch fürs HeK

Weniger problematisch dürfte die Arbeit «H3333333333K» sein, welche die !Mediengruppe Bitnik nun fürs Haus der elektronischen Künste Basel anfertigt: Ein sogenannter Glitch, also ein visueller Softwarefehler, soll dort zur gebauten Architektur werden. Die handfeste Arbeit kann man ab dem 8. September in Augenschein nehmen.

dort in Vitrinen festgeschraubt. Darunter waren Turnschuhe, eine gefälschte Diesel-Jeans, Zigaretten und der Schlüsselbund der britischen Feuerwehr. Das eine gepolsterte Couvert, das später jedoch international für Aufsehen sorgen sollte, enthielt eine DVD-Hülle, darin sorgsam verpackt zehn Ecstasy-Pillen.

Wie die anderen erworbenen Dinge auch, wanderten die Ecstasy-Pillen in den Ausstellungsraum, der Begutachtung durch die Besucher überlassen.

Als im Januar 2015 die Ausstellung zu Ende ging, stand überraschend die Kantonspolizei St. Gallen vor der Tür. Sie beschlagnahmte den «Random Darknet Shopper» und seine gesamte Ausbeute. Und der Zündstoff war entzündet.

Das übergeordnete Interesse an einer Debatte rechtfertigt den Besitz, schrieb der Staatsanwalt.

In der Öffentlichkeit und in den Medien entbrannte fortan eine Diskussion darüber, wo die Grenzen der Kunst anzusiedeln seien und in wessen Verantwortlichkeit der Kauf der Drogen falle. Fragen, welche die Künstlergruppe mit ihrem Projekt von Anfang an gestellt hatte, wurden nun ebenfalls global verhandelt: «Was bedeutet es für die Gesellschaft, wenn Roboter plötzlich autonom handeln? Wer ist haftbar, wenn ein Roboter von sich aus gegen das Gesetz verstösst?»

Nun musste sich auch die Staatsanwaltschaft mit diesen Fragen beschäftigen. Zuerst jedoch wurde das Ecstasy auf seine Echtheit hin getestet und daraufhin zerstört. Es sollte eine Drittgefährdung ausgeschlossen werden.

Der zuständige Staatsanwalt zeigte schliesslich aber doch Verständnis für die Kunst: Das «übergeordnete Interesse an einer öffentlichen Debatte und die Fragen, die der «Random Darknet Shopper» aufwirft, rechtfertigen den Besitz des Ecstasy», schrieb er in seinem Schlussbericht.

Im April 2015 wurde der «Random Darknet Shopper» wieder frei und die Anzeige gegen Unbekannt fallen gelassen. Die !Mediengruppe Bitnik freute sich: «Das ist ein grossartiger Tag für den Bot, für uns und für die Freiheit der Kunst!»

tageswoche.ch/+gobo7

×

Wochenendlich in Stresa

Stresa, der Kurort am italienischen Ufer des Langensees, ist idealer Ausgangsort für einen Besuch der Expo Milano.

Italianità mit Seeblick

von Franziska Siegrist

Wir schlendern die Strandpromenade entlang, vorbei an noblen Hotels mit ihren herausgeputzten Gärten. Geranien zieren die schmiedeeisernen Balkongeländer. Im 19. Jahrhundert hat die Familie Borromeo hier in Stresa stattliche Villen errichtet. Damit verhalf sie dem Städtchen zu Ruhm und Glanz.

Berühmte Persönlichkeiten aus den europäischen Fürstenhäusern wussten die südliche Atmosphäre zu schätzen. Wie wir heute genossen es wohl auch die Besucher von damals, betört vom Jasminduft unter den Palmen durch die Parklandschaft zu spazieren. Und dieses milde Klima, den Blick auf den See und die Alpen.

Eine besondere Blütezeit erlebte Stresa nach dem Bau der Simplon-Bahnlinie. Noch heute reist man aus dem Norden bequem per Bahn oder auch per Auto via Brig, Simplon, Domodossola an.

Um noch mehr in diese künstlich geschaffene, beinahe etwas kitschige, aber durchaus genussreiche Schönheit einzutauchen, besteigen wir ein Schiff zu den Borromäischen Inseln. Dort bezahlt man übrigens nochmals separat Eintritt – am besten erkundigt man sich vorher nach dem gesamten Preis für den Ausflug.

Wunderbare Barockgärten

Auf der Isola Madre erwarten uns englische Gärten. Man wähnt sich in einer exotischen Naturlandschaft. Ein frei herumspazierender Pfau schlägt sein Rad. Der Palast ist ein Museum aus längst vergangenen Tagen, eine Ansammlung von Möbeln und Bildern. Die sehenswerte Marionettensammlung zeugt von der lokalen Tradition des Puppentheaters. Wir fahren weiter zur Isola Bella und lassen uns vom monumentalen Barockpalast und den wunderbar angelegten Barockgärten beeindrucken.

Wieder auf dem Festland geniessen wir ein Glas Wein mit Seeblick, begleitet von einem Jazztrio, und beobachten die Touristen, die im Park ihre Pudel spazieren führen. Im alten Städtchen herrscht ein ganz anderes Treiben. Man spürt das italienische Flair. Aus den Bars ertönt Musik, es gibt eine grosse Auswahl an Trattorien und Pizzerien, deren Tische auf den Pflastersteinen der engen, autofreien Gassen stehen.

Einheimische mischen sich mit den Touristen, Italienisch ist die dominierende Sprache. Wir entscheiden uns für das Restaurant Luina mit frischer saisonaler Küche und Fischspezialitäten aus dem See. Eine gute Wahl! Wir werden sehr zuvorkommend bedient und kommen bald mit der Wirtin und anderen Gästen ins Gespräch.

Fernab vom Expo-Trubel

Am nächsten Tag bringt uns der Zug direkt nach «Rho Fiera», an die Weltausstellung nördlich von Mailand, die sich dem Thema «globale Ernährung» verschrieben hat. Fernab des Trubels ist Stresa ein idealer Ausgangspunkt für diesen Ausflug.

Abends sind wir froh, in den beschaulichen Ort am See zurückkehren zu können. Wir genehmigen uns einen Schlummertrunk in der ältesten Bar von Stresa, der legendären «Gigi-Bar». Sie ist gleichzeitig auch Café und Feinbäckerei. Es heisst, es gebe dort die besten Margheritine, ein traditionelles piemontesisches Gebäck.

Der Kellner erzählt uns etwas wehmütig, dass die Zeiten der noblen Gäste, die mit viel Gepäck anreisten und unendlich Zeit hatten, der Vergangenheit angehörten. Wir aber fühlen uns in Stresa auch heute in jene glanzvollen Tage zurückversetzt.

tageswoche.ch/+0882r

×

Ausschlafen

Das Hotel Sempione ist charmant, wenn auch etwas altmodisch mit Teppichen und schweren Vorhängen eingerichtet. Doch das passt irgendwie zu diesem Ort. Etwas nobler wäre zum Beispiel das 150-jährige Grand Hôtel des Îles Borromées.

Aufessen

Gute lokale Küche und Fisch aus dem Langensee gibt es im Hotel Ristorante Luina in der Altstadt.

Ausgehen

Die «Gigi-Bar» an der Seestrasse ist die älteste Bar im Ort, hat eine stilvolle Atmosphäre und ist zugleich ein Café und eine Pasticceria.

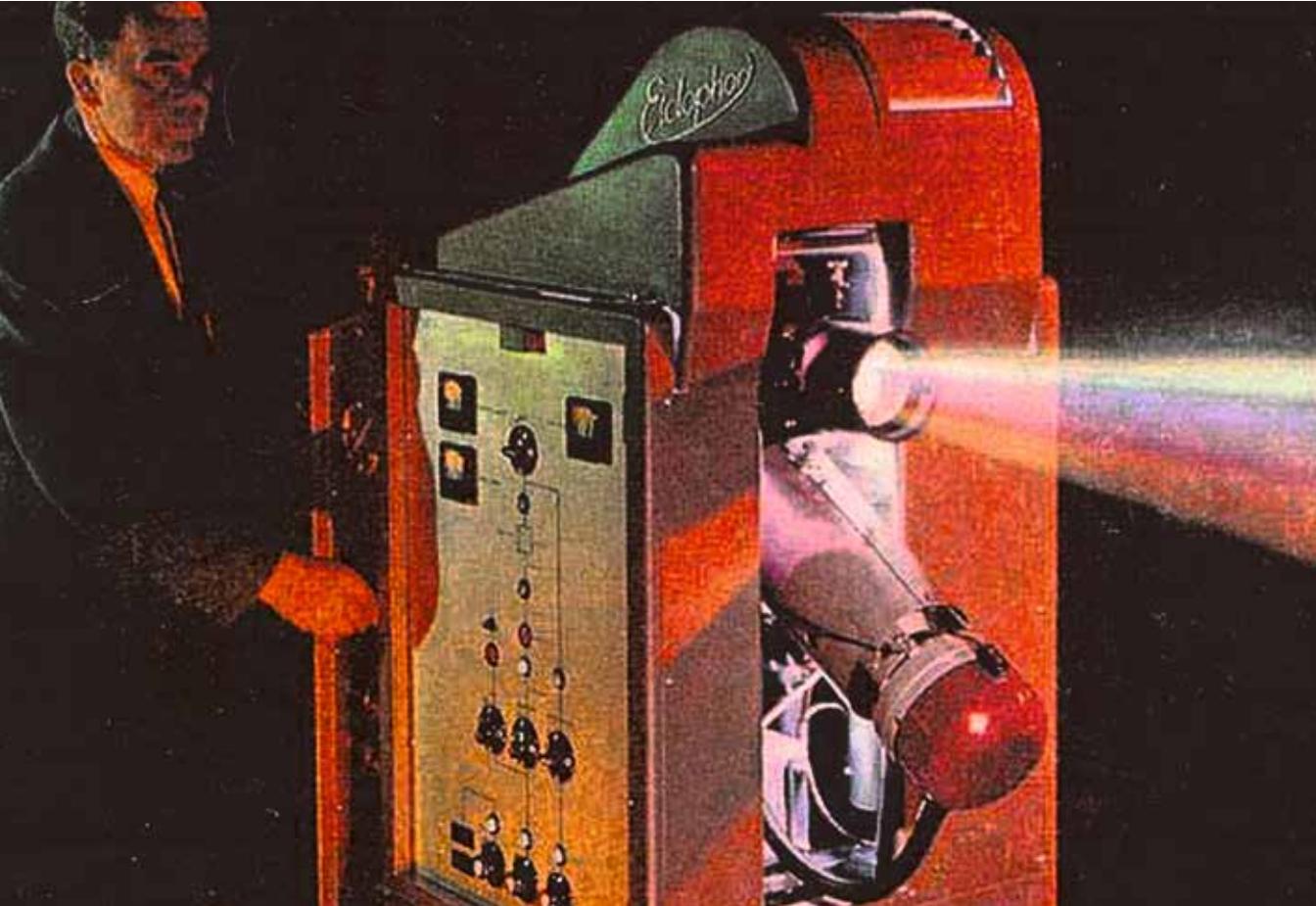
Ansehen

Die Expo Milano 2015 – die Weltausstellung zum Thema «Feeding the Planet, Energy for Life» läuft noch bis Ende Oktober 2015.

Malerisch: Der Blick von Stresa auf den Langensee.

FOTO: FRANZISKA SIEGRIST





Schweizer Exportschlag: Der Prototyp des Eidophors war zwei Stockwerke hoch, das fertige Modell so gross wie ein Kinoprojektor.

Zeitmaschine

Der erste Beamer war ein Schweizer und wurde Eidophor genannt.

Leuchtender Erfolg

von Hans-Jörg Walter

Vor dem Siegeszug des Fernsehens in den Wohnzimmern dieser Welt war die Entwicklung der dafür benötigten Technologie eine länger andauernde Odyssee. Das Potenzial der unmittelbaren Übertragung vom Aufnahmeort zu einem entfernten Abspielort und die dortige Vorführung vor einem grössten Publikum war eine Vision, welche die Ingenieure der 1930er-Jahre zu Erfindungen trieb, die grösstenteils auf dem Abfall der Fernsehgeschichte landeten.

Lange Zeit schien das Kino der geeignete Ort für die Kommerzialisierung des Fernsehens zu sein, bevor es in den Wohnzimmern der 1950er-Jahre als permanentes Lagerfeuer der Nationen aufflackerte. Der Schweizer Physiker Fritz Fischer hatte

schon 1939 die Idee zu einer Projektionsvorrichtung für ein Fernsehbild und forschte an der ETH Zürich an einer technischen Umsetzung. Diese war ziemlich aufwendig und bestand anfänglich aus einer zweistöckigen Maschine mit Vakuumkammern, Spiegeln und Linsen:

«Als bildgebendes Medium dient eine Glasplatte, auf der eine dünne, elektrisch leitfähige Ölschicht aufgebracht ist. Auf ihre Oberfläche zeichnet ein Kathodenstrahl die Fernsehbilder, Punkt für Punkt und Zeile für Zeile, als elektrische Entladungen auf. An den getroffenen Stellen buckelt sich das Öl etwas empor, wodurch ein unsichtbares, geriffeltes Reliefbild entsteht, das aber im Verlauf jedes Bildwechsels wieder eingeebnet wird. Das Licht der Bogenlampe wird

von den winzigen Ölhügeln, die den einzelnen Bildpunkten entsprechen, mehr oder weniger gebrochen und gelangt, nachdem es durch ein System von Spiegelbarren in seiner Helligkeit variiert wird, auf die Leinwand, wo das Fernsehbild in Grossformat sichtbar wird.» (NZZ, 20. 5. 1959)

Nach Jahren der Entwicklung und unzähligen Prototypen war der Vorläufer des Beamers marktreif und wurde dem Publikum 1959 erstmals in Basel anlässlich des 75-Jahr-Jubiläums der Firma Ciba vorgeführt, die an der Entwicklung des Eidophors beteiligt war. Der Siegeszug war nicht mehr aufzuhalten. Sogar die Nasa verwendete den Eidophor, um die Flugrouten der Appollo-Raumerschiffe im Mission-Control-Raum auf die grossen Schirme zu projizieren.

«Beam me up!»

Die ersten Tele-Operationen wurden Medizinstudenten mittels dieser Technik gezeigt, Militärs aller Herren Länder bestellten die Schweizer Projektoren, die heidenteuere und wartungsintensiv waren. Erst in den 1980er-Jahren wurde die Technologie von kleineren und günstigeren Geräten abgelöst, die man nun Beamer nannte.

Apropos Beamer: Es ranken sich verschiedene Legenden um die Namensgebung dieses Projektionsapparates, der nicht mehr aus unseren Schul- und Wohnzimmern wegzudenken ist. Der Ausdruck «Beam me up» aus der Weltraumsoap «Star Trek» soll angeblich beim Drehbuchschreiben erfunden worden sein.

Es war naheliegend, für die Teleportation dieses geflügelte Wort zu wählen. Das Marketing nachfolgender Projektionsgerätefirmen nahm den Begriff dankend auf. tageswoche.ch/+2hplb x

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

HOLE FLOHMARKTWARE GRATIS AB IN BL/BS

Gerne hole ich, was Sie nicht mehr brauchen. Oder bei Todesfall, wenn Sie nicht alles wegwerfen wollen. Auch bei Räumungen dürfen Sie sich bei mir melden. Keine Möbel. Danke und weiter-sagen.

BAMBUSSOCKEN FÜR SIE & IHN

Schluss mit lästigen Schweissfüssen und schmerzhaften Druckstellen!
Testen Sie jetzt atmungsaktive Bambussocken. Bambussocken fühlen sich auf der Haut beson-ders weich an.

BEWEGUNGSRAUM: MOVEMENT MEDICINE GESUCHT

Suche Bewegungsraum, an ÖV angebunden. Grösse: mind. 80 bis 120 m². Alle zwei Wochen an einem Abend (Mi oder Do), von 19 bis 21 Uhr. Mit Musikanlage (Boxen, Verstärker).

KINDERFAHRRAD 24 ZOLL MIT NABENDYNAMO

24-Zoll-Kinderfahrrad mit gefederter Gabel. Sofort fahrbereit. Helles Licht vorne und hinten, durch Na-bendynamo. Bremsen und Schaltung funktionieren einwandfrei. Guter Zustand. Preis Fr. 120.-.

KNACKIG FRISCHE KURSE

Septemberkurse zu Themen wie Füsse, Frauen, Schulter-Nacken und vieles mehr.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

PROJEKTLEITER M/W VERKAUF TORE UND TORANTRIEBE

Torbau Sissach ist ein führendes Unternehmen im Bereich Tore und Torantriebe. Unser Tätigkeitsge-biet erstreckt sich vom Einfamilienhaus bis hin zu renommierten Grossobjekten. Geografisch sind wir in der Westschweiz tätig.
Wie suchen per 1. Januar 2016 oder nach Verein-baarung einen Projektleiter m/w Verkauf Tore und Torantriebe.

SACHBEARBEITER/IN TECHNISCHEM UMFELD, BASEL

Für unsere Partnerkunden suchen wir im Raum Basel per sofort oder nach Vereinbarung eine/n Sachbearbeiter/in 100% mit technischem Flair.

ARZTSEKRETÄR/IN 100% IN BASEL

Als Partner von renommierten Spitalgruppen und medizinischen Institutionen suchen wir fortlaufend nach Verstärkung im Gesundheitswesen! Aus diesem Grund suchen wir ab sofort ein Organisati-onstalent als Arztsekretär/in 100% in Basel.

ALLROUNDER/IN BACK-OFFICE & ADMINISTRATION 100%, RAUM BASEL

Für unsere Kunden im Raum Basel suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung motivierte und engagierte Persönlichkeiten als Allrounder/innen Back-Office & Administration.

STUDENTISCHE HILFSKRAFT M/W – MUTTERSPRACHE FRANZÖSISCH

Jacando verbindet dich mit Menschen mit den richtigen Fähigkeiten. Wann immer du willst, wo immer du willst!
Für den weiteren Aufbau unseres Teams suchen wir ab sofort eine studentische Hilfskraft (Stun-denlohnbasis) – Muttersprache Französisch.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CH AG

ANZEIGE



SPINAS CIVIL VOICES

Unersetzbar.

Unzersetzbar.

Es dauert 500 Jahre, bis sich Plastikabfall zersetzt. Unsere Ozeane drohen zu gigantischen Mülldeponien zu werden – mit tödlichen Folgen für die Meeresbewohner.
Unterstützen Sie unsere Kampagne für saubere Meere: oceancare.org

ocean care